

Christoph Mörgeli, Isabelle Coutant-Peyre, Beatrice Meli Andres

Nummer 14 – 4. April 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



Frauen drücken Schweizer Politik nach links

Mehr «sozial», mehr «grün», mehr EU, mehr Schulden:
Eine exklusive Studie der *Weltwoche*. Von Philipp Gut und Michael Hermann

Fehde im Hause Mandela

Bizarrer Streit um Ruhm und Erbe des Freiheitshelden. Von David James Smith

Kriminaltango

Wie Asylkriminelle verzweifelte Behörden auf der Nase herumtanzen.
Von Andreas Kunz






NOTENSTEIN
PRIVATBANK



RAIFFEISEN

EFG  Financial Products

Ein neuer Stern am Anlagehimmel

Die Notenstein Privatbank emittiert neu eine breite Palette von Anlageprodukten. Mit Raiffeisen als Garantin und dem Dienstleister EFG Financial Products stehen wir für Expertise, Sicherheit und Servicequalität. Mehr unter www.notenstein-anlageprodukte.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

Intern

Wer sind die jungen Leute, die in der Fussgängerzone stehen und für Swissaid, Pro Infirmis oder den WWF Spenden sammeln? Was treibt sie an? Unser Redaktor Christoph Landolt hat sich unter (halb-)verdecktem Namen bei der Firma Corris AG beworben, der Marktführerin im Fundraising-Business, die auf der Strasse für dreissig wohltätige Organisationen Gönner anwirbt. Keine 24 Stunden später hatte Landolt einen Arbeitsvertrag sowie eine Amnesty-International-Jacke zu Hause. Die Techniken, die ihm bei Corris beigebracht wurden, wandte er in der Woche darauf auf dem Luzerner Schwanenplatz an. Mit Erfolg: Mit zwei



Söldner des Guten: Reporter Landolt.

Abschlüssen an einem Tag war er einer der erfolgreichsten «Dialoger» im Team. Sein Erfahrungsbericht zeigt, wie trickreich und mitleidlos die Berufsidealisten der Corris AG Passanten Geld aus der Tasche ziehen. **Seite 46**

Die FDP machte jüngst Schlagzeilen, weil sich die Partei mit ihrer Frauensektion überwarf. In der CVP wird es spätestens bei der Parolenfassung zur Familieninitiative der SVP zum Knatsch kommen. Die Mitteparteien haben offensichtlich ein Problem mit den Frauen. Ein Zufall? Oder steht mehr dahinter? Die *Weltwoche* hat den an der Universität Zürich lehrenden Politgeografen Michael Hermann gebeten, empirisch die Frage zu klären, ob und inwiefern sich Frauen und Männer politisch unterscheiden. Die exklusiven Ergebnisse der Analyse von über achtzig Abstimmungen zeigen: Frauen sind sozialer und grüner als Männer. Noch viel weiter links stehen aller-

dings die Politikerinnen im Berner Parlament. Die Nationalrätinnen haben sich so weit von der Schweizer Durchschnittsbürgerin entfernt, dass die männlichen Volksvertreter die Frauen sogar besser repräsentieren. **Seite 20**

Obwohl Schweizer Jugendliche zu den schlanksten weltweit gehören, ist die Mehrheit mit ihrem Äusseren unzufrieden. Michi,



Muskeln als Ideal: Saveta Milosevic.

David und Saveta, drei Trainings-süchtige, die beinahe täglich das Gym besuchen und in diesem Zusammenhang von einem Fitness-Lifestyle sprechen, finden, dass Schlanksein allein nicht mehr genügt. Das neue Ideal verlange nach definierten Muskeln und straffem Gewebe, kurz: Man will das Gegenteil von abgemagelter Schwachheit darstellen. Für dieses Ideal investieren sie viel Zeit und Geld. Geld, das andere Gleichaltrige für Kleider und Statussymbole ausgeben. Die Stunde der Wahrheit, darin sind sich die drei Interviewpartner einig, schlage, sobald man hüllenlos dastehe. «Dann nützen Prada-Täschchen am schlaffen Arm und Gucci-Gürtel am grossen Bauch gar nichts mehr.» **Seite 36**

Innerhalb eines Jahres stieg die Zahl der straffälligen Asylbewerber um fast vierzig Prozent, wie die letzte Woche erschienene Kriminalitätsstatistik zeigte. 292 davon hatten im vergangenen Jahr zehn und mehr Delikte begangen. Andreas Kunz besuchte den Sozialvorsteher einer kleinen Zürcher Gemeinde, der sich tagtäglich mit kriminellen Asylbewerbern herumschlagen muss. Um zu zeigen, wie hilflos die Behörden gegenüber den Tätern sind, gewährte der Beamte unserem Redaktor Einblick in die Akten. **Seite 26** *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antonovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





"WER EIN RENNFLUGZEUG MIT EINEM 3200-PS-MOTOR STEUERT, BENÖTIGT DIE ÜBERLEGENE PERFORMANCE DES **WELTBESTEN CHRONOGRAFEN.**"



Als der junge Thom Richard in die USA kam, hatte er einige Dollars in der Tasche und nur einen Traum: fliegen. Heute, nach über 9000 Flugstunden auf seinem Konto, lebt der versierte Pilot seine Leidenschaft voll aus und nimmt namentlich an den berühmten Wettkämpfen von Reno teil, am Steuer der «Precious Metal», dem mythischsten Rennflugzeug. Nun peilt er einen Sieg in Reno und den Geschwindigkeitsweltrekord an. An seinem Handgelenk trägt er das ultrarobuste und ultrazuverlässige Instrument Chronomat, in dem ein Hochleistungsmotor tickt, ein hundertprozentiges Breitling Werk. Für Thom Richard ganz einfach der weltbeste Chronograf.

5-JÄHRIGE BREITLING GARANTIE CHF 12'900.- unverbindlicher Richtpreis



Vorteil Schweiz

Was die heutige Schweiz von der Machtergreifung Hitlers lernen kann.

Von Roger Köppel

Meine Osterferien verbrachte ich mit der Lektüre des brillanten deutschen Lyrikers und Essayisten Gottfried Benn. Ja, es ist der Benn, der 1933 kurzzeitig wie viele andere den Nationalsozialisten auf den Leim kroch und damit das politische Drama der Deutschen im 20. Jahrhundert durchlief mit allen Stufen von Neugier und Euphorie bis hin zu tiefer Ernüchterung, Entsetzen und Scham.

Aus heutiger Warte fällt es leicht, sich moralisch über Leute wie Benn zu erheben. Man kennt den Ausgang der Geschichte, die Bewertung fällt leicht. Interessanter allerdings ist es, die Frage zu beantworten, warum intelligente und sensible Menschen wie eben der Berliner Arzt und Schriftsteller Benn sich auf ein politisches Experiment einliessen, das nicht nur das eigene Land ruinierte, sondern darüber hinaus auch Millionen anderer Menschen das Leben kostete. Die Antwort ist aufschlussreich, gerade auch für uns heutige Schweizer.

Zuerst eine allgemeine Erklärung: Intellektuelle sind politisch leichter verführbar, weil sie naturgemäss dem Charme intellektueller Konstrukte erliegen. Was raffiniert gebaut und vermeintlich schlau oder auch nur gross gedacht ist, findet ihre Zustimmung. Als Kündler des Erhabenen stehen sie über dem Volk, das sie geistig zu überragen meinen. Allerdings erweisen sich die skeptischen, nicht so leicht beeindruckbaren gewöhnlichen Leute im Rückblick als klüger als ihre geistigen Führer. Benn war ein typischer Intellektueller, der dem Zauber einer neuen «Denksynthese» verfiel.

Der zweite Grund dafür, dass Leute wie Benn den politischen Extremismus wählten, hat spezifisch mit der deutschen Geschichte zu tun. Gerade deshalb aber ist der Fall so lehrreich.

Jede Nation steht vor der Frage, wie sie sich politisch organisieren, welche Herrschafts- und Verfassungsordnung sie sich geben will. Die Deutschen hatten das Problem, dass alle ihre erprobten Staatsmodelle zu Beginn der dreissiger Jahre des letzten Jahrhunderts gescheitert waren. Die Kleinstaateri der Fürstentümer zerfiel 1806 unter dem Ansturm Napoleons. Es folgte widerwillig die Nationalstaatsgründung als Kaiserreich 1871. Nur wenige Jahrzehnte später lag auch das Kaiserreich in Trümmern, und die schwache Weimarer Republik wurde zwischen der sozialistischen



«Kündler des Erhabenen.»

Weltrevolution und der kapitalistischen Weltwirtschaftskrise zerrieben. Aus den Ruinen marschierte Hitler.

Der Nationalsozialismus war das giftige Spaltprodukt einer staatlichen Zersetzung. Vielen Deutschen erschien er anfänglich aber als schlüssige oder zumindest vertretbare politische Alternative: Der Kommunismus hätte die bestehende Eigentumsordnung noch dramatischer zerstört. Die bröckelnde Weimarer Demokratie mit einem latenten Bürgerkrieg auf den Strassen war ebenso unerträglich geworden. Hitler galt mit seinen brutalen Stabilitätsversprechen als geringeres Übel.

Daraus ist zweierlei zu lernen. Erstens: Nichts sehnen die Leute stärker herbei als stabile politische Verhältnisse. Im Grenzfall ist selbst ein zivilisiertes und aufgeklärtes Volk wie die Deutschen bereit, der Stabilität den Rechtsstaat zu opfern. Das hat eine tiefere politische Logik. Nur eine handlungsfähige Staatsmacht kann den Rechtsstaat garantieren. In ungeordneten Situationen gewinnt zunächst die Macht und nie das Recht. Deshalb sollte der Zusammenbruch politischer Ordnungen um jeden Preis vermieden und durch rechtzeitige Reformen abgewendet werden.

Die zweite Lektion der deutschen Tragödie: Ein Volk, das auf keine gesicherten politischen Traditionen und Verfassungsmodelle zurückgreifen kann, wird leicht Versuchsobjekt politischer Experimente. Ins Vakuum der Wurzellosigkeit stossen Ideologen und Heilspolitiker zur Linken oder Rechten. Nichts ist gefährlicher.

An diesem Punkt zeigt sich die Qualität der Schweiz. Das Land blickt auf eine fast ungebrochene politische Geschichte zurück. Un-

ser Staatsmodell ist nicht auf dem Reissbrett erfunden worden. Es hat sich organisch entwickelt als Antwort auf die Herausforderungen der Geschichte. Es ist kein perfektes Modell, es ist nicht die Verwirklichung eines von Genies ersonnenen Ideals, aber es hat sich als tauglich und anpassungsfähig erwiesen, um konkrete Schwierigkeiten zu meistern.

Eckpfeiler der Schweiz ist die Volkssouveränität. Die Macht liegt bei den Bürgern, nicht bei den Politikern oder den Regierungen. Das Produkt dieser Volkssouveränität ist ein freiheitlicher Rechtsstaat mit einer neutralitätsgemessenen Aussenpolitik in sicheren Grenzen. Ohne staatsphilosophisch abzuheben, lässt sich feststellen: Der Erfolg dieses Modells zeigt sich im Wohlstand der Schweiz und in der anhaltend hohen Zuwanderung. Die Schweiz steht vor allem deshalb besser da als ihre europäischen Nachbarn, weil sie die Kraft hatte, unabhängig zu bleiben.

Die Bedeutung dieser Unabhängigkeit leuchtet den Leuten erst jetzt allmählich ein. In der EU herrscht grosse Orientierungslosigkeit. Eine Krise jagt die nächste. Offener denn je aber ist die Frage, wie man diesen Krisen begegnen soll. Muss die EU zum Superstaat werden, wie die Deutschen und die Franzosen wollen? Oder braucht es mehr nationalstaatliche Eigenständigkeit, wie die Briten fordern? Niemand hat auch nur die geringste Ahnung. Die Unentschiedenheit der institutionellen Frage sät Unsicherheit und ist selber zum Treiber neuer Krisen geworden.

Im europäischen Durcheinander ist die Schweiz ein Fels. Sie ruht institutionell in sich und verblüfft durch die Handlungsfähigkeit und Klugheit ihres Souveräns. Oft genug besteht die Voraussicht einfach nur darin, im richtigen Moment nein zu sagen. Auch hier meistens gegen den Willen von Intellektuellen und Politikern, die dem Charme des Abgehobenen verfallen.

Das Modell des unabhängigen Rechtsstaats auf der Grundlage der Volkssouveränität gibt der Schweiz Orientierung und Halt in ungewissen Zeiten. Trotzdem sägen Politiker, Bundesräte und Staatsrechtler seit Jahren emsig und verbissen an den Säulen dieses Erfolgs. Ihr Ziel ist es, die lästige Volkssouveränität einzuschränken. Ihre Motive sind unklar, aber ihr Instrument ist das Völkerrecht, das man zur Guillotine gegen Schweizer Landesrecht hochzieht. Das Volk wird entmachtet.

Künftig soll nicht mehr gelten, was der Stimmbürger entscheidet. Sondern es soll gelten, was jenseits der Landesgrenzen von Richtern als Völkerrecht verfügt wird – als ob in der Schweiz Volkssouveränität und Rechtsstaatlichkeit jemals ein Gegensatz gewesen wären. Wieder einmal fühlen sich Intellektuelle und überschlaue Politiker mit Höherem im Bunde. Der erfolgreiche Sonderfall ist in Gefahr. Für den Bürger ist Wachsamkeit Pflicht.



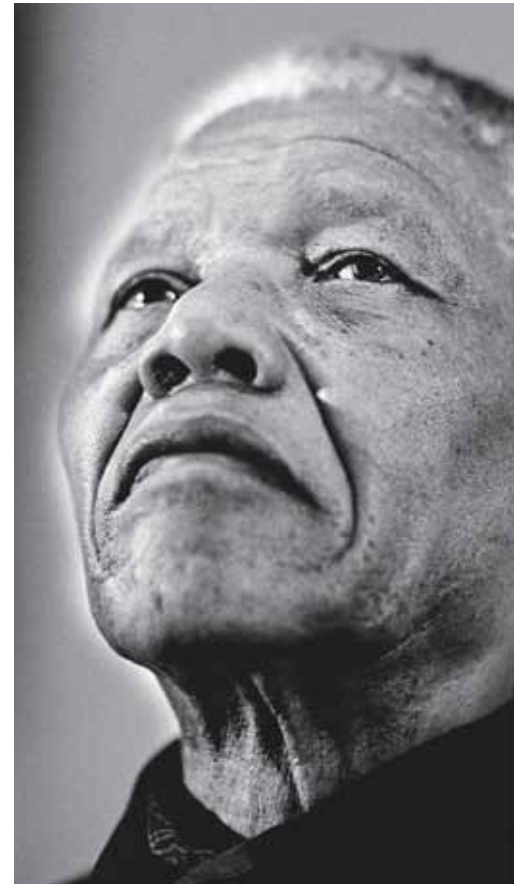
Neue Vorwürfe: Professor Mörgeli. Seite 28



«Unzumutbar»: kriminelle Asylanten. Seite 26



Linksdrill: Nationalrätinnen. Seite 20



Grosser Kämpfer: Nelson Mandela. Seite 52

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Gefahr aus Neu-Delhi

11 **Im Auge** José Tomás, Stierkämpfer

12 **Kommentar** Sommerzeit und Euro-Krise

13 **Personenkontrolle** Potrykus, Mennig, Borsani, Mörgeli, Jositsch, Girod, Schmid-Federer

13 **Nachruf** Richard Griffiths, Schauspieler

14 **Die Deutschen** Dipl.-Croup.

14 **Wirtschaft** Wer Sparer bestraft, trifft die Volkswirtschaft

15 **Ausland** Korea in eskalierender Dauerspannung

16 **Mörgeli** Schweizer Armee zum Geniessen

16 **Bodenmann** Granate Nummer zwei im Anflug

17 **Medien** SRG: Tarnung mit roten Zahlen

17 **Gesellschaft** Fat-Shaming

18 **Leserbriefe**/Darf man das?

Hintergrund

20 **Frauen drücken Schweizer Politik nach links**

Exklusive Analysen des Politgeografen Michael Hermann

23 **Schweiz** Gewalt in lesbischen Beziehungen

24 **Die Spinne und ihr Netz**

Kommissionssekretärin Beatrice Meli Andres hält alle Fäden in der Hand – offenbar auch in eigener Sache

26 **Kriminaltango**

Der Frust bei den Behörden, die sich um Straftäter kümmern

28 **Fall Mörgeli** Dr. Anonymus

29 **Hochschulen** Titel-Wildwuchs an den Fachhochschulen

30 **«Auch die Aktionäre sind <Abzocker>»**

Daniel Lampart, Chefökonom des Gewerkschaftsbundes über Chefgehälter, Mindestlöhne und die AHV

33 **Zeitgeschichte** *Weltwoche*-Artikel vom 11. Mai 1945

36 **«Mein Körper ist mein Ferrari»**

Bereits 15-Jährige stählen ihre Körper regelmässig. Drei Jungbodybuilder über ihre Fitnesssucht

40 **Die Frau soll's richten**

Julia Pierson, erster weiblicher Chef des US Secret Service

42 **«Eine politisch inszenierte Sache»**

Im Auftrag des Iran soll die Anwältin Isabelle Coutant-Peyre auch in der Schweiz gegen den Polit-Thriller «Argo» klagen

44 **Gastronomie** Schlangensuppe in Hongkong

44 **Brief aus Berlin** Die Brücke bebt

46 **Söldner des Guten**

Unterwegs als Amnesty-Spendensammler für die Corris AG

50 **Gross-Sponsoring ist ein Fehler**

Margit Osterloh kritisiert Universitäts-Sponsoring

52 **Fehde im Hause Mandela**

Im Juli wird Nelson Mandela 95 Jahre alt. Allerdings leidet der südafrikanische Überpolitiker an Gedächtnisschwund

ESSENTIALLY BRITISH

HACKETT
LONDON

Paradeplatz, Zürich
Rue de la Tour-Maitresse, Genève



«Ich erblicke Kraft und Schönheit»: Saveta, 24, David, 20, und Michi, 22, beim Training. Seite 36

Interview

36 «Mein Körper ist mein Ferrari»

Muskeln und Kraft bestimmen ein neues Schönheitsideal, dem Zehntausende immer jüngerer Männer in der Schweiz – und ein paar Frauen – nacheifern

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Igor Novikov, Maler

58 Bestseller

58 Humor Gabriel Vetter: Slam-Poetry als politisches Kabarett

59 Pop Laura Mvulas geheimnisvoller Soul-Pop

59 Jazz Niacin

60 Top 10

60 Kino «Caster Chronicles»

61 Fernseh-Kritik Giacobbo/Müller im Circus Knie

62 Namen Von Graziella Rossi bis Tatjana Prinzessin zu Schaumburg-Lippe

63 Hochzeit Hanna Donath, Teil 1

63 Thiel Lustiger

64 Wein Riesling Thann 2009, Riesling Clos Häuserer 2008

64 Die Besten Goldrichtig: Rosé- und Rotgold

65 Auto Aston Martin Vanquish

68 MvH trifft Jacques de St. Moritz, Skilehrer

Autoren in dieser Ausgabe

Margit Osterloh



Die 69-jährige Ökonomin ist seit 1991 an der Universität Zürich tätig und war u. a. Mitglied des Verwaltungsrates der Schweizer Post. In ihrer Replik begründet sie, warum für sie bei der finanziellen Förderung der Universitäten durch private Geldgeber die Nachteile überwiegen. Seite 50

David James Smith



Der mehrfach ausgezeichnete Journalist des englischen *Sunday Times Magazine* ist Autor der Biografie «Young Mandela» (2010) über die frühen Jahre des ersten schwarzen Präsidenten von Südafrika. In dieser Ausgabe porträtiert er den Anti-Apartheid-Kämpfer, der im Juli 95 Jahre alt wird. Seite 52



PROFITABLER BÖRSENFRÜHLING:
Produkte, Meinungen und Strategien
finden Sie in dieser Ausgabe.

dp payoff.ch

Der erste Waschautomat
mit **Wärmepumpe**.

Gut erfunden:
Dampfglätten statt Bügeln.

Entscheiden Sie sich für Schweizer Qualität: die Adora mit der Weltneuheit Dampfglätten.

Die Adora SLQ WP ist der erste Waschautomat mit Wärmepumpentechnologie und zudem auch der erste, der die Wäsche mit Dampf entknittert - und zwar so gründlich, dass das Bügeln in den meisten Fällen überflüssig wird. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen und unsere 100-jährige Geschichte unter vzug.ch

15. März – 17. November 2013
Bernisches Historisches Museum

Der Erste Kaiser von China – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser
und seine Terrakottakrieger

www.qin.ch

Tickets auf
www.qin.ch

Ein Kulturrengagement von



Gefahr aus Neu-Delhi

Von Florian Schwab — Indien verweigert Novartis den Patentschutz für ein Krebsmedikament. Das ist ein Warnzeichen: Die Tätigkeit in Schwellenländern ist riskanter als gedacht.



Attraktivität des Marktes sinkt: Novartis-Hauptsitz in Mumbai.

Das Oberste Gericht in Indien hat entschieden, dass Novartis keinen Patentschutz auf sein Krebsmedikament Glivec erhält. In Indien wird das Urteil wohlwollend zur Kenntnis genommen. Auch Entwicklungshilfeorganisationen wie Médecins sans Frontières begrüßen es. Für die indischen Behörden und ihre Beifallspender spielte es keine Rolle, dass Novartis in Indien laut eigenen Angaben Glivec zu 95 Prozent kostenlos abgibt.

Das Kernargument der indischen Patentbehörde, das nun vom Supreme Court gestützt wird, ist folgendes: Der grundlegende Wirkstoff des 2002 lancierten Medikaments Glivec sei bereits Anfang der 1990er Jahre von Ciba-Geigy erfunden worden. Insofern sei Glivec keine echte Innovation gegenüber Vorgänger-Präparaten. Novartis argumentierte dagegen, die Innovation bestehe in einer um 30 Prozent höheren Aufnahmefähigkeit durch den Organismus und in einer einfacheren Verabreichung in Tablettenform. Rund vierzig andere Länder sahen darin eine ausreichende Innovation und gewährten die Patentrechte.

Indische Spitzfindigkeit

Selbst indische Befürworter der harten Linie gegenüber Novartis wie der auf geistiges Eigentum spezialisierte Rechtsprofessor Shamnad Basheer finden den Urteilsspruch

alles andere als zwingend. Die verwendeten Definitionen seien «wenig erhellend». Es scheint, als neige die indische Justiz dazu, spitzfindig zugunsten der heimischen Generika-Industrie zu entscheiden. Ähnlich wurde vor einem Jahr ein Entscheid kommentiert, als das oberste Gericht gegen den deutschen Novartis-Konkurrenten Bayer urteilte.

Was bedeutet die Entscheidung für Novartis? Zunächst einmal ist es ein Warnschuss gegenüber denjenigen, welche sich vom neuen indischen Patentrecht 2005 eine Verbesserung erhofft hatten. Auf Druck der industrialisierten Länder hatten sich Entwicklungs- und Schwellenländer damals im Rahmen der Welthandelsorganisation (WTO) verpflichtet, das geistige Eigentum zu respektieren. Auch Indien.

Damit verband auch die Pharmaindustrie Hoffnungen: Ein Markt von 1,2 Milliarden Menschen mit wachsender Kaufkraft, in dem neuerdings das geistige Eigentum respektiert würde – das schien verlockend. Die Unternehmensberatung Price Waterhouse Coopers rechnet mit einer Verdreifachung des Marktvolumens von 16 Milliarden US-Dollar im Jahr 2011 auf 49 Milliarden im Jahr 2020.

Durch das Urteil sinkt die Attraktivität des indischen Marktes für Novartis und andere forschende Pharmaunternehmen. Es ist ein Rück-

»» Fortsetzung auf Seite 12

Der Eigensinnige



José Tomás, Stierkämpfer.

Schon wieder. Augenzeugen waren nur einige wenige Freunde, als José Tomás, 36, der grösste lebende Torero Spaniens, auf der Finca des Züchters Fermín Bohórquez ausserhalb von Jerez de la Frontera vom Stier in die Luft geschleudert wurde und sich bei der Landung den rechten Mittelfuss brach. Wenn José Tomás mit dem Stier kämpft, sind die Plätze in der Arena sonst schon monatelang ausverkauft, jedes Bett in der Stadt ist belegt, und vielleicht erscheint er nicht einmal. Letztes Jahr trat er nur dreimal auf, was auch mit der spanischen Krise zusammenhängt; mittlerweile enden mehr Kampfstiere in den Schlachthäusern zum Stückpreis von 500 Euro für den Züchter als zu 20 000 Euro unter dem Schwert des Matadors. Die Zahl der Corridas ist im Zug der Debatte «Kulturerbe oder Tierquälerei» auf die Hälfte geschrumpft, die jungen Spanier sehen lieber Messi und Ronaldo.

Aber José Tomás, der fast Unsichtbare, wird bewundert, weil er in diesem in Mutlosigkeit versinkenden Land eine eigensinnige, rebellische Tapferkeit vorlebt. Er betet nie vor dem Kampf, und dem König hat er noch keinen Stier gewidmet. Eine Sinnkrise, wie sie Kreative manchmal lähmt, hielt ihn fünf Jahre von der Arena fern. Als er zurückkam, wurde er zweimal lebensgefährlich verletzt, tötete aber den Stier mit letzter Kraft. Sein lakonisches Lebensmotto: «Lieber in der Arena sterben als im Auto.» Er geht schlafwandlerisch-hautnah an die Stiere heran wie einst der legendenumwobene Manolete, der verblutete (aber wahrscheinlich an einer Transfusion mit der falschen Blutgruppe starb), oder Juan Belmonte (der sich wie sein Schriftstellerfreund Ernest Hemingway erschoss).

Und manchmal überleben Mann und Opfertier das Spiel mit dem Tod, wie am 21. September 2008 in Barcelona, als José Tomás mit dem «Toro Idílico» eine perfekte endlose Faena tanzte und das hungerissene Publikum die Begnadigung des Stiers erwirkte, der durch das Hauptportal in die Freiheit auf der Weide davontrabte. In Barcelona und ganz Katalonien ist der Stierkampf inzwischen verboten. Seinen nächsten Kampf plant José Tomás in Mexiko.

Peter Hartmann

schlag für deren Engagement in diesen Märkten: Die erwarteten Renditen sinken, und die Rechtsrisiken nehmen zu. Novartis schreibt, das Unternehmen werde folglich «im Hinblick auf Investitionen in Indien Zurückhaltung zeigen», insbesondere, was die «Entwicklung und Einführung innovativer Medikamente» betreffe. Ausserdem werde man «jegliche neuen Medikamente vor ihrer Einführung auf dem indischen Markt patentrechtlich schützen lassen».

Die Reaktion ist verständlich: Wo Innovation nicht durch Patente geschützt ist, lohnt sich Forschung nicht. Im Schnitt braucht es zehn Jahre und Forschungsinvestitionen von einer Milliarde Franken für jedes neue Medikament. Diese Kosten müssen danach wieder eingespielt werden, und das geht nur mit einem Monopol auf Zeit, also mit Patenten.

Im Moment bleiben die Folgen des Novartis-Urteils allerdings auf Indien begrenzt, und Indien ist für Novartis (noch) vergleichsweise unbedeutend: Weniger als 155 Millionen US-Dollar oder 0,3 Prozent des Umsatzes erwirtschaftete die indische Novartis-Tochtergesellschaft im letzten Jahr. Allein in der kleinen Schweiz erzielt Novartis einen fünfmal höheren Umsatz. Der Aktienkurs von Novartis International zeigte sich denn auch unbeeindruckt von dem Ereignis in Neu-Delhi.

Ein Übergreifen des Problems auf andere Länder ist denkbar. Zwar ist der Parallelimport von allfälligen indischen Generika in Staaten, wo der Patentschutz noch besteht, verboten. Gravierend ist aber die Signalwirkung: Andere Schwellenländer könnten Indien zum Vorbild nehmen und die Auslegung ihrer WTO-Verpflichtungen überdenken.

Nach Einschätzung von Patentanwälten lautet die Gretchenfrage: Ist die indische Entscheidung mit dem Schutz des geistigen Eigentums im Rahmen der Welthandelsorganisation vereinbar? Novartis will momentan keine Stellung dazu nehmen, ob man ein WTO-Verfahren gegen Indien anstrengen werde – dafür seien eher Regierungen zuständig. «Regierungen, akademische Kreise sowie Unternehmen analysieren zurzeit das Urteil», schreibt Novartis.

An die Schweizer Politik ist die Erwartung klar: «Gerade bei Freihandelsabkommen mit Drittstaaten kann der Bund einen starken Forschungs- und Innovationsstandort Schweiz wesentlich unterstützen.» Die Aussage ist nicht nur auf Indien gemünzt, denn die Verhandlungen zu einem Freihandelsabkommen Schweiz-Indien sind derzeit sowieso blockiert.

Anders sieht es betreffend China aus, wo ein Abschluss kurz bevorsteht. Ein mit den Verhandlungen vertrauter Wirtschaftsvertreter betont, die Schweiz habe sich hier beim Schutz des geistigen Eigentums durchgesetzt. China sei froh, wenn sich Indien als «Negativbeispiel» aufführe.

Kommentar

Lästige Stubenfliege

Von Peter Keller — Während Zypern mit dem Euro in den Abgrund rauscht, erlebt Island, das 2008 bankrott war, ohne Euro eine Renaissance.

Die Stunde der Euro-Rettung schlug vergangene Sonntagnacht – oder eben nicht. Um exakt zwei Uhr in der Früh mussten wieder sämtliche Uhren vorgestellt werden. Sommerzeit heisst die Übung, und sie gilt seit 1994 verbindlich für alle Staaten der Europäischen Union. Was man auch seit 1994 weiss: Die Umstellung bringt weder die erhoffte Energieeinsparung noch sonst einen nachweisbaren Nutzen. Sie ist jetzt einfach da wie eine lästige Stubenfliege in den warmen Monaten.

Was hat die Sommerzeit mit der Euro-Krise zu tun? Eigentlich nichts. Die einmal eingeführte Zeitumstellung steht aber symptomatisch für das Wesen der Bürokratie: Alles beginnt mit einer guten Absicht und endet in einem ewigen Altraum. So ist es bei der Sommerzeit, und so ist es mit dem Euro. Ein Ausstieg ist in der Welt der Bürokraten nicht vorgesehen. Und nachdem wieder ganz Europa die Uhren eine Stunde vorstellen musste, gibt es auch wenig Anlass zu hoffen, die EU könnte das Problem der Währungsunion lösen, wenn sie nicht einmal fähig ist, eine so offensichtlich unsinnige Einrichtung wie die Sommerzeit abzuwickeln.

Blick ins Mutterland der Finanzkrise

Europa entwickelt sich zum Problemkontinent. Die Industrie in der Euro-Zone schwä-



Die Euro-Zone hinkt hinterher.

chelt, die Rezession greift um sich – nur die Arbeitslosenquote feiert traurige Rekorde: Im Februar lag sie bei zwölf Prozent. Der höchste Stand seit Einführung der Gemeinschaftswährung.

Die Krise wird wie die olympische Fackel weitergereicht. Von Griechenland nach Zypern. Der nächste Patient auf der Intensivstation wird folgen, solange das Grundübel Euro weiterbesteht. Die gute Absicht verblasst, der Altraum bleibt.

Dass es anders geht, zeigt ein Blick über den Atlantik ins Mutterland der Finanzkrise. In den USA herrscht Frühlingserwachen statt Sommerzeit. Die Wirtschaftsleistung liegt

Der Euro ist eine Zwangsjacke, die Bürger und Unternehmen kaum mehr schnaufen lässt.

wieder auf dem Niveau vor 2008. Die Euro-Zone hinkt hinterher: Sie hat nur rund sechzig Prozent der damaligen Einbussen wettgemacht. Auch technologisch sind die Vereinigten Staaten auf der Überholspur: Die Rohstoffgewinnung durch «Fracking» wird die Energiekosten für US-Firmen radikal senken und ihre Wettbewerbsposition markant verbessern. Derweil gefährden Deutschland und die Schweiz mit ihrem unausgegorenen, milliardenteuren Atomausstieg vorsätzlich ihren Produktionsstandort.

Zypern hat eine beispiellose Enteignung erlebt. Steuererhöhungen und Sparmassnahmen werden ein Übriges tun. Der Euro ist eine Zwangsjacke, die Bürger und Unternehmen kaum mehr schnaufen lässt.

Eine andere Insel hatte eine mindestens so schwere Notoperation zu verkraften: Island. Der Staat war das erste Opfer der Finanzkrise. Auch dort kollabierte ein aufgeblasener Bankensektor. Immerhin: Die Einlagen der Isländer blieben unangetastet. Dafür erlebte die Währung einen harten Schnitt. Inzwischen hat sich die isländische Krone stabilisiert. Der Kapitalmarkt reagiert freundlich, Staatsanleihen werden wieder erfolgreich platziert.

Der relativ günstige Wechselkurs lockt Touristen aus der ganzen Welt. Das wäre auch für Zypern oder Griechenland eine Option – nur sind diese in Geiselschaft der Währungsunion. Und das wird vorläufig so bleiben. Denn auch am 27. Oktober 2013 wird wieder ein ganzer Kontinent die Uhren umstellen müssen.

Personenkontrolle

Potrykus, Mennig, Borsani, Mörgeli, Jositsch, Girod, Schmid-Federer

Es hätte einfach eine Erfolgsgeschichte sein können: «Der Wunderreis» hiess der Dokfilm, den das Schweizer Fernsehen am Gründonnerstag ausstrahlte. Er sollte zeigen, wie der gegen Mangelernährung mit Vitamin A angereicherte Goldreis von ETH-Professor **Ingo Potrykus** nach 14 Jahren Anfeindungen auf den Philippinen doch noch auf die Felder kommt. Aber bei diesem grossen Erfolg der grünen Gentechnik konnte es das Schweizer Fernsehen natürlich nicht bewenden lassen. Reporter **Daniel Mennig** filmte philippinische Kirchenleute, die sich gegen die Gentechnik wehren. Er zeigte chinesische Eltern, die



Grosser Erfolg: ETH-Professor Potrykus.

über Gentech-Nahrung für ihre Kinder klagten – obwohl Milliarden von Menschen Gentech-Produkte essen. Und er widmete fast zwei Minuten dem französischen Forscher **Gilles-Eric Seralini**, der letztes Jahr mit einer Studie Aufsehen erregte, in der mit Gentech-Mais gefütterte Ratten an Tumoren litten. «Diese Studie hat unter Wissenschaftlern kontroverse Reaktionen ausgelöst», merkte der Kommentar nur an. Die Wahrheit ist: Die Studie wurde in der Wissenschaft durchwegs als nicht nachvollziehbar verrissen und von der EU-Lebensmittelbehörde als «nicht aussagekräftig» abgetan. Gar nichts sagte Dok-Filmer Mennig von seinen eigenen Interessenbindungen: Er ist Gesellschafter in der Firma seiner Ehefrau **Fausta Borsani**, die als frühere Nachhaltigkeitsbeauftragte von Migros und Kuoni jetzt (Gentech-kritische) Umweltorganisationen berät. (sär)

Frage aus aktuellem Anlass an den Nationalrat **Bastien Girod** (Grüne, Zürich): Wann kommt jetzt endlich diese Klimaerwärmung, vor der linke Politiker seit Jahren warnen? Antwort: «Die *Weltwoche* kennt anscheinend den Unterschied zwischen Wetter und Klima nicht. Einzelne Wetterereignisse wie aktuelle «weisse Ostern» sagen über das Klima etwa so viel aus



«*Wetter und Klima*»: Grüne-Politiker Girod.

wie Bodenmanns Kolumne über die politische Ausrichtung der *Weltwoche*.» (das)

Wenn Professor **Christoph Mörgeli** (SVP) in seinem Büro sitzt und seinen Nationalratskollegen Professor **Daniel Jositsch** (SP) ins Pfefferland wünscht, so hat das in der Regel weder mit Politik noch mit akademischen Querelen zu tun. Sondern ganz einfach damit, dass Jositsch vor zehn Jahren mit dem Kampf gegen eine Mobilfunkantenne in Stäfa (ZH) seine lokalpolitische Feuertaufe bestand – und zwar derart erfolgreich, dass sich Mörgelis neues Büro an der Zürcher Goldküste seither in einem Funkloch befindet. Jositsch hat gut lachen – er ist längst aus Stäfa weggezogen, zu seiner Partnerin Chantal Galladé nach Winterthur, wo der Handyempfang kein Problem ist. (axb)

«Franchise zu hoch!», titelte der *Blick* am Dienstag. Eine Studie aus Genf habe gezeigt, dass jeder Siebte auf medizinische Leistungen verzichte, weil Franchise und Selbstbehalt zu hoch seien. Man könnte dies nun als Zeichen deuten, dass offenbar doch noch einige Anreize zur Vermeidung von übermässigen Gesundheitskosten bestehen. *Blick*-Kronexpertin und CVP-Nationalrätin **Barbara Schmid-Federer** aber ist beunruhigt und verlangt vom Bundesrat einen Bericht. Geprüft werden soll etwa ein Systemwechsel hin zu einkommensabhängigen Franchisen. Wie viel Geld würde das der Apotheke am Paradeplatz einbringen, die ihrem Gatten **Lorenz Schmid** gehört? Hat Schmid-Federer bereits einen familieninternen Bericht angefordert? Bislang nicht, sagt die CVP-Frau auf Anfrage. «Es geht mir um das Gesundheitswesen und nicht um meine Partikularinteressen.» (cal)



Prioritäten: CVP-Frau Schmid-Federer.

Nachruf



Raffinierte Mimik: Schauspieler Griffiths.

Richard Griffiths (1947–2013) — Wer im Kino sich nur auf Hauptrollen konzentrierte, also nicht die ganze Leinwand-*personnage* wahrnahm, hat ihn vermutlich erst als Vernon Dursley entdeckt – den ekelhaften Onkel von Harry Potter. Dabei war Richard Griffiths, zwar immer an den «Rändern», in Nebenrollen unübersehbar als ziemlich massiger Embonpoint-Riese zu sehen. Der Kerl mit dem zur Birnenform neigenden Gesicht konnte einen Grenzgänger zwischen Hanswurst und Möchtegern-Galan verkörpern wie kaum ein anderer Komödiant. Er war ein Brite vom Scheitel bis zur Sohle und veralberte ihn zugleich mit dieser Mischung aus Dorfdodel-Zerstretheit und aufgebrelzt-geschniegelter Vernobtheit. In «King Ralph» (1991) konnte er das ebenso gut wie in «Funny Bones» (1995) oder «Stage Beauty» (2004).

Der Sohn gehörloser Eltern brach mit fünfzehn die Schule ab und wollte Portier werden. Sein Arbeitgeber redete ihm das aus und schickte ihn zurück, bald besuchte er eine Schauspielschule. Er entwickelte über die Gebärdensprache eine raffinierte Mimik und Gestik, die ihm nicht nur in Buffo-Rollen etlicher Shakespeare-Stücke zu beachtlicher Bekanntheit verhalfen, sondern auch im Film. Besonders dort konnte er als häufig Zerstreuter die wahre Ordnung in die Unordnung bringen. In seiner Heimat wurde er mit der Rolle des schwulen Lehrers Hector in «The History Boys», einer hinreissenden Tragikomödie, die 2006 auch verfilmt wurde, zum Star. Wenn Mr. Hector den Schülern über die Kultur einen späteren Verhaltenskodex zu vermitteln versucht, bleibt kein Auge trocken. *Wolfram Knorr*

Dipl.-Croup.

Von Henryk M. Broder — Wie sich mit organisiertem Glücksspiel die Finanzen sanieren lassen.



Falls es kein Aprilscherz war, soll der zypriotische Präsident Nikos Anastasiades die Absicht geäußert haben, auf Zypern ein Spielcasino zu eröffnen, um dem Land neue Ein-

nahmequellen zu erschliessen. Bislang sind solche Pläne am Widerstand der griechisch-orthodoxen Kirche gescheitert, deren Vorstellungen von Sitte und Moral mit Blackjack und Roulette nicht zu vereinbaren sind. Aber der Staat steckt dermassen in der Klemme, dass Zypern in Kürze wohl ein oder mehrere Casinos bekommen wird, deren Besucher einen Beitrag dazu leisten sollen, die maroden zypriotischen Finanzen zu sanieren.

Womit gleich zwei alte Weisheiten bestätigt wären. Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral. Auch in Berlin eröffnen derzeit überall neue Spielcasinos, wobei es sich nicht um echte Casinos, sondern um «Spielhallen» handelt, in denen «einarmige Banditen» rund um die Uhr rattern. Auch die Umsätze der Lotto- und Toto-Gesellschaft gehen in die Höhe, denn je schlechter die Zeiten, desto mehr Menschen suchen ihr Glück im Glücksspiel.

Damit wäre Zypern – nach der «Beteiligung» der Kleinsparer an der Rettung der Banken – zum zweiten Mal Vorreiter bei der Bewältigung einer Finanzkrise geworden. *It's the gambling, stupid!* Mit keiner Massnahme lässt sich so schnell und so einfach eine «Umfairteilung» der Ressourcen erreichen wie mit organisiertem Glücksspiel. Dabei haben die Menschen, anders als beim Steuerzahlen, nicht das Gefühl, ausgenommen zu werden. Fortuna ist unbestechlich, sie gibt jedem die gleiche Chance.

Auf die Deutschen kommt da einiges zu. Wenn sie ihrer Verantwortung gerecht werden wollen, könnten sie z. B. die Ausbildung der Casino-Croupiers übernehmen; die deutschen Berufsschulen sind ja die besten in Europa. Der deutsche Dipl.-Croup. würde dann nicht nur in Zypern, sondern überall dort, wo es kriselt, eine verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen: darauf zu achten, dass die EU-weiten Regeln eingehalten werden, dass sauber gespielt wird, dass kein Spieler bis auf die Unterwäsche ausgezogen wird, dass in den Casinos nicht gedealt und nicht gekiffert wird.

Es fehlt nur noch ein Name für das Programm. Wie wäre es mit: «Rien ne va plus?»

Aus dem Giftschrank

Von Kurt Schiltknecht — Damit der Wohlstand steigen kann, muss zuerst Kapital gebildet werden. Wer die Sparer bestraft, trifft die ganze Volkswirtschaft und insbesondere die Arbeitnehmer.

Die Umverteilung von Einkommen und Vermögen steht auch in der Schweizer Politik auf der Agenda. Deshalb müssen die Stimmbürger sich nach der «Abzocker»-Initiative auch mit der Einführung einer Erbschaftssteuer, der 1:12-Initiative, mit Mindestlöhnen und Vorstössen zur Verbilligung der Mieten beschäftigen. Die Initiativen werden auch mit dem Argument begründet, dass der Kapitalismus die Reichen immer reicher und die Armen ärmer mache. Das ist allerdings falsch, denn langfristig gesehen ist der Anteil der Bestverdienenden am Gesamteinkommen stark zurückgegangen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts flossen in den Industrieländern noch rund zwanzig Prozent des Volkseinkommens in die Taschen des obersten Prozents der Einkommensbezüger. Bis zu Beginn der 1980er Jahre ging dieser Anteil praktisch ohne staatliche Eingriffe auf unter zehn Prozent zurück. Seither nimmt er wieder zu, obwohl man vor allem in Europa versucht, mit progressiven Steuern die Einkommensverteilung zu ändern. Besonders krass gescheitert ist dieser Versuch bei den sozialistischen Regierungen in Schweden. 1975 erhielt dort das oberste Prozent der Einkommensbezüger 2,8 Prozent des Volkseinkommens. 25 Jahre später lag der Anteil trotz einer Unmenge von Umverteilungsmassnahmen wieder bei 8,8 Prozent.

Sucht man nach Erklärungen für die Verschiebungen in der Einkommensverteilung, dann findet man eine zentrale Ursache. Die Erträge auf gespartes Kapital sind dafür verantwortlich: Zu Beginn der Industrialisierung war der Wettbewerb gering. Entsprechend hoch fielen die Kapitalerträge und damit die Einkommen der Unternehmer aus. Die hohen Gewinne riefen andere Investoren auf den Plan. Der zunehmende Wettbewerb führte zu niedrigeren Kapitalerträgen, zu höherer Produktivität und zu einer Zunahme der Arbeitsplätze. Mit der steigenden Nachfrage nach Arbeitskräften stiegen die Löhne. Dies und die Normalisierung der Kapitalerträge waren die treibenden Kräfte für die substanzielle Verbesserung der Einkommensverteilung in den ersten achtzig Jahren des 20. Jahrhunderts.

Die Kapitaleinkommen sind auch für viele kurzfristige Veränderungen verantwortlich. In Krisenzeiten sinken die Kapitalerträge, und

die Einkommensverteilung wird «besser». Umgekehrt führen Innovationen, wie sie in den vergangenen Jahren in der Hightech- und Biotech-Industrie beobachtet werden konnten, zu sehr hohen Kapitalerträgen. In der Folge verschlechtert sich die Einkommensverteilung. Doch auch in diesen Sektoren sorgt der Wettbewerb dafür, dass die Kapitalerträge nicht in den Himmel wachsen. Dank der Innovationen wurde eine Vielzahl neuer Arbeitsplätze geschaffen. Das zeigt, dass auch die weniger gut Verdienenden von einer vorübergehenden Verschlechterung der Einkommensverteilung profitieren können.

Der Staat spart nicht

Die Geschichte der Industrialisierung zeigt auf, dass Wettbewerb, gutgeschulte Arbeitskräfte sowie die ungehinderte Bildung von Kapital nicht nur für das Wirtschaftswachstum, sondern auch für die Verbesserung der

Einkommensverteilung die besten Voraussetzungen sind. Doch dieser Erkenntnis stehen die in der Schweiz geplanten Umverteilungsmassnahmen diametral entgegen. Einerseits würde die Schaffung von Arbeitsplätzen behindert, was in erster Linie die sozial Schwächsten betrifft. Andererseits würde mit der staatlichen Umverteilung von

Einkommen und Vermögen der Kapitalbildungsprozess nachhaltig gestört. Geld und Vermögen würden in die Hände derjenigen geleitet, die wenig oder gar nichts sparen. Damit nähme die Kapitalbildung ab und der für die Wettbewerbsfähigkeit und die Schaffung von Wohlstand zentrale Kapitalstock würde geschwächt.

Die Zeche für eine politisch erzwungene Minderung der Kapitalerträge müssten auch die Arbeitnehmer mit weniger und schlechter bezahlten Arbeitsplätzen bezahlen. Die Vorstellung, dass der Staat die Lücke bei der Kapitalbildung füllen könne, hat sich historisch schon immer als Wunschtraum erwiesen.

Nur als Nebenaspekt sei erwähnt, dass die Politik sehr wohl eine Verantwortung für die Explosion der Gehälter im Bankensektor trägt: Hätte der Staat den grossen Banken keine implizite Staatsgarantie gegeben, wären die Lohnexzesse geringer. Doch die Notenbanken befeuern mit ihrer Nullzinspolitik auch die Bezahlung exzessiver Boni.



Eskalierende Dauerspannung

Von Hansrudolf Kamer — Auf der koreanischen Halbinsel droht der Norden mit Krieg, und der Süden droht zurück. Präsident Obama korrigiert widerwillig Amerikas Abwehrstrategie.



Die Zeichen stehen auf Sturm. Nordkorea verkündet den Kriegszustand und setzt seine Streitkräfte in Alarmbereitschaft. Park Geun Hye, die südkoreanische Präsidentin, instruiert den Verteidigungs-

minister, hart zurückzuschlagen, ohne politische Rücksichtnahme. Eskalation pur, nicht nur verbal.

Seit dem Raketenstart im Dezember und dem dritten Atomtest im Februar steigt die Temperatur. Der Uno-Sicherheitsrat hatte die Sanktionen gegen Pjöngjang ausgeweitet. Kim Jong Un drohte Amerika mit einem Nuklearschlag, und es wurden Fotos publiziert, die ihn über Pläne gebeugt zeigen, auf denen die Raketenbahnen eingezeichnet sind.

Das wurde selbst Präsident Obama zu viel, und er vollzog eine gemässigte strategische Kehrtwende, indem er eine Verstärkung der Raketenabwehr in Alaska und Kalifornien ankündigen liess. Dann entsandte er B-2-Stealth-Bomber zu den Manövern in Südkorea. Es folgten F-22-Kampfbomber und Navy-Einheiten zur Raketenabwehr.

Weder ein Schild noch ein Schirm

Ein Hauch von Ungläubigkeit prägt wie immer die Äusserungen der Think-Tank-Grössen und ergrauten Nordkorea-Experten, die sich auf alles einen Reim zu machen versuchen. Die meisten kommen zum Schluss, der junge Kim treibe das alte Spiel – exzessive Drohungen, um seine Isolierung zu durchbrechen und wirtschaftliche Vorteile zu ergattern. Die überspannte Kriegsrhetorik bahne womöglich den Weg für Reformen.

Doch ganz sicher ist sich niemand. Auch China nicht, das Streitkräfte in der Nähe des Yalu-Flusses verstärkt und in erhöhte Bereitschaft versetzt hat. Neu wirkt das zur Schau gestellte Selbstbewusstsein des jungen Heisssporns. Kim sieht sich wohl als mediengewandter Mitspieler im grossen Drama.

Gegen aussen droht er mit Krieg, doch eigentlich will er gar keinen. Er will nur mit Präsident Obama sprechen – direkt, *one-on-one*. Der die Botschaft des Friedens nach Washington überbrachte, war der frühere Basketball-Star Dennis Rodman. Der Exzentriker mit den grü-

nen Haaren ist beseelt vom Glauben an die Rolle des unkonventionellen Vermittlers, den es brauche, um verhärtete Fronten aufzubrechen.

Sie bleiben hart. Seit Rodmans Besuch ist Kim wesentlich weniger friedfertig. Schon viele haben versucht, Nordkorea vom Pfad des Bösen abzubringen, angefangen bei Jimmy Carter, der den Staatsgründer Kim Il Sung noch 1994, in dessen Todesjahr, traf. Gefruchtet hat es nie etwas.

So verharrt man in der alten Politik und antwortet auf nordkoreanische Provokationen – Raketenstarts, Atomtests und die geheime Verbreitung von Waffen aller Art an Kunden im Mittleren Osten – mit Sanktionen und Aufforderungen an China, dem Schützling die Leviten zu lesen und die Unterstützung zu entziehen.

Die Sanktionen werden verschärft, die Sprache eskaliert ins Apokalyptische, die Experten werden nachdenklicher und stellen fest, noch nie habe auf der Halbinsel eine so grosse Spannung geherrscht wie heute. Auch wenn niemand einen Krieg wolle, so könnte doch einer durch ein Missgeschick ausgelöst werden.

Weil man sich nicht ganz sicher sein kann, trifft man Vorkehrungen. Inzwischen ist auch Südkorea militärisch so weit gerüstet, dass es sich gegen Angriffe aus dem Norden recht gut verteidigen könnte. Man verfüge über Marschflugkörper, hiess es, die durch jedes nordkorea-

nische Fenster fliegen könnten – eine direkte Anspielung auf ein Attentat. Die unzähligen Statuen von Kim Il Sung und Kim Jong Il seien ebenfalls im Visier.

Auch Obama scheint alte Ansichten zu revidieren. Der neue Verteidigungsminister Chuck Hagel gab bekannt, man werde in vier Jahren 14 neue landgestützte Abfangraketen in Alaska und Kalifornien stationieren – womit sich deren Gesamtzahl auf 44 erhöhen würde. Das ist weder ein Schild noch ein Schirm, eher ein Sieb, aber besser als gar nichts. Für die Politik genügt es.

Die Zeit ist an sich überreif für Raketenabwehrsysteme. Ein Bericht des unabhängigen National Research Council stellt fest, dass auf taktischer Ebene die technischen Fortschritte eindrücklich seien. Die mobilen Systeme der Army und der Navy zum Schutz von im Ausland stationierten amerikanischen Truppen, von Alliierten oder Streitkräften in Kampfzonen seien schon ziemlich wirkungsstark.

Anders sei es mit der Abwehr nordkoreanischer oder weiterentwickelter iranischer Raketen. Das gegenwärtige Defensivdispositiv an der Westküste reiche nicht aus – die Abfang-Missiles müssten verbessert und mit «schwereren» Gefechtsköpfen ausgestattet werden. Ausserdem sei ein neuer Standort an der Ostküste notwendig.

Noch immer glauben nur wenige an das Ende der offensiven nuklearen Abschreckung. In Einklang mit alten Sprachregelungen bezeichnete Kim Jong Un in seiner jüngsten Rede vor dem Zentralkomitee der Partei Atomwaffen als friedensichernd. Das mag nur jene beruhigen, die Kim als rational denkenden Schachspieler mit einem Gespür für Eskalationsgrenzen beurteilen. Der Beweis dafür steht aus.



Er will nur mit Obama sprechen: Nordkoreas Anführer Kim Jong Un (2.v.r.).

Schweizer Armee zum Geniessen

Von Christoph Mörgeli

Den einzigen wirklichen Titelskandal der letzten Woche hat die *Sonntagszeitung* aufgedeckt: Divisionär Hans-Peter Kellerhals führte auf der Armee-Website den Titel lic. iur. Schon als er Chef der Territorialregion 4 wurde, schrieb das Verteidigungsdepartement, Kellerhals habe «an der Universität Basel Rechts- und Wirtschaftswissenschaften studiert». Mit der Falschtitlei konfrontiert, schob der Berufsoffizier die Verantwortung an einen unterstellten Milizoffizier weiter. Kellerhals habe die Website weder veranlasst noch autorisiert.

Somit verkündete die *Sonntagszeitung*: «Armee schmückt Divisionär mit falschem Titel». Nicht Kellerhals sei demnach verantwortlich für den Titelschwindel, sondern die Armee. Dieser Anschuldigung muss Armeechef Blattmann nachgehen. Er wird im Personaldossier von Hans-Peter Kellerhals herausfinden, ob er den Titel lic. iur. tatsächlich weder innerhalb noch ausserhalb der Armee oder bei Bewerbungsverfahren verwendet hat. Falls doch, droht dem falschen VBS-Lizenziaten dasselbe Schicksal wie dem falschen VBS-Doktor Tiziano Sudaro.

Das lic. iur. wurde von Divisionär Kellerhals mittlerweile in «cand. iur.» verschlimmbessert. Der 56-Jährige macht sich damit zum lebenslangen juristischen Kandidaten. Hier sind wir beim Kern des Problems: Eine Armeekarriere zur Spitze benötigt heute Titelchen, Bluff, Anbiederung, Networking, mediale Selbstdarstellung und politische Beziehungspflege. Einst wollten die preussischen Berufsoffiziere «mehr sein als scheinen». Heute wollen die Schweizer Berufsoffiziere mehr scheinen als sein. Doch wer mag vor Schaumschlägern noch strammstehen?

Kellerhals besuchte einen MBA-Kurs («Ich baue hier ein Netzwerk auf») und erlernte Marketing als «Bezug zu meiner beruflichen Tätigkeit». Bei einer Truppenübung liess er 1800 Packungen Militärbiskuits verteilen und ein gewaltiges Defilee veranstalten. Brot und Spiele. In der Brigade Kellerhals durften die Kantone «Power Awards» verteilen. Die Zürcher Regierung teilte dem Bund seine Beförderungspräferenz mit: Hans-Peter Kellerhals. Bern war beglückt. Denn schon als Schulkommandant in Thun liess Kellerhals eine grosse Doku-Soap durch das Schweizer Fernsehen abdrehen. Als zwei Kamerateams einen Rekruten umkreisten, flüsterte Kellerhals: «Er scheint es richtig zu geniessen.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Granate Nummer zwei im Anflug

Von Peter Bodenmann — Zur Abwehr werden die intelligenteren Rechten alte gewerkschaftliche Forderungen aufgreifen.



Der Fehlstart ist gelungen: Gewerbeverbandspräsident Rime in der SRF-«Arena».

Die Annahme der Minder-Initiative hat im bürgerlichen Lager wie eine Granate eingeschlagen. Economiesuisse verzieht sich bei der Bekämpfung der Juso-Initiative in die Schützengräben. Gewerbeverbandspräsident Jean-François Rime legt in der «Arena» einen gelungenen Fehlstart hin. Christophe Darbellay schießt FDP-Präsident Philipp Müller als Präsident des Gegenkomitees ab, da der gelernte Gipser unglaubwürdig sei. Rallyefahrer Müller droht öffentlich mit Konsequenzen.

Zurzeit gilt rechts der Mitte: Man schlägt sich und man verträgt sich schlecht. Eine kleine Betriebsanleitung zum Warmlaufen und Vorglühen.

Bezahlte Überstunden für Manager

Die Gewerkschaften wollen neu einen Mindestlohn von 4000 Franken für 42 Arbeitsstunden pro Woche einführen. Dies ergibt einen Jahreslohn von 48 000 Franken. Mit Faktor 12 ergibt das immerhin knapp 600 000 Franken pro Jahr. Wer mehr als 42 Stunden arbeitet, bekommt dank den Gewerkschaften bereits heute mehr Lohn – in den meisten Branchen versüsst mit einem Überstundenzuschlag von 25 Prozent.

Manager arbeiten – wenn wir ihren Interviews glauben wollen – mindestens achtzig bis neunzig Stunden pro Woche. Umgerechnet dürfen sie deshalb – auch nach Annahme der Initiative – pro Jahr in der Schweiz locker an-

derthalb Millionen Franken kassieren. Denn schliesslich kann sie niemand zwingen, unbezahlte Überstunden zu leisten. Schon gar nicht die Gewerkschaften und die Linken.

Da Manager in der Regel während der Hälfte des Jahres im Ausland arbeiten, gelten für sie die gleichen Rechte wie für ausländische Arbeiter in der Schweiz: Schweizer Löhne für Arbeit auf Schweizer Baustellen. Nur umgekehrt: ausländische Löhne für Arbeit der Schweizer Manager im nahen und fernen Ausland. Und schon liegen wieder drei Millionen pro Jahr drin. Plus ein paar feine Extras.

Die Schweizer Rechte ist genetisch nicht auf Verlieren programmiert. Paradoxes Intervenieren und Interpretieren hat sie erst recht nie gelernt. Frühestens nach der nicht mehr auszuschliessenden Niederlage an der Urne werden die intelligenteren Rechten alte gewerkschaftliche Forderungen aufgreifen. Erstens: Überstunden müssen bezahlt werden – auch für Manager. Zweitens: gleiche Löhne für alle in dem Land, in dem sie anteilmässig am meisten arbeiten – auch für Schweizer Söldner des Kapitals im Ausland.

Auch die zweite Granate hinterlässt wirtschaftlich absehbar keine Kollateralschäden. Und wird vielleicht genau deshalb einschlagen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Tarnung mit roten Zahlen

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn bei Roger de Weck die Lage brenzlig wird, dann hilft nur noch ein Rekorddefizit.

Als Roger de Weck vor zweieinhalb Jahren neuer Chef der SRG wurde, sagte er als Erstes einen markigen Satz zur Finanzlage seines Staatsfunks: «Mit roten Zahlen hat man keine rosa Zukunft.»

Der markige Satz war an die Adresse von de Wecks Vorgänger Armin Walpen gerichtet. Walpen, ein ehemaliger Bundesbeamter, hatte die SRG mit etatistischer Grandezza regelmässig in die Verlustzone geführt. De Weck, der Privatwirtschaft entstammend, versprach ein Ende der Defizite.

Nun, zweieinhalb Jahre später, präsentiert de Weck das grösste Defizit in der Geschichte des Unternehmens. 150 Millionen Franken tief wird das Loch sein, das er 2012 ausgehoben hat, das Doppelte von Walpens bisherigem Minusrekord.

Hauptgrund für die roten Zahlen ist die Pensionskasse der SRG, die de Weck vom Leistungsprimat zum Beitragsprimat überführen will. Das kostet rund 160 Millionen.

Wer nun erwartet, wir würden die Keule der Verdammung gegen de Weck schwingen, den müssen wir enttäuschen. Nein, wir zollen stattdessen Lob. De Weck ist mit seinem Superdefizit eine schöne Leistung in politischem Timing gelungen. Es gelang ihm ein Doppelschlag.

Erstens kann der Chef einen Tarnmantel über seine Performance hängen. Natürlich hätte man den Umbau der Pensionskasse auch 2013 oder 2015 oder stufenweise durchführen können. Das war ursprünglich auch der Plan. Doch dann drängte de Weck darauf, dass der 160-Millionen-Abschreiber bereits in der Bilanz 2012 erschien und diese Bilanz in ein Desaster verwandelte.

Damit kann de Weck nun geschickt verwenden, dass sein Unternehmen 2012 keine gute Leistung bot. Die Einnahmen aus der TV-Werbung gingen um fast zehn Prozent zurück. Rund 35 Millionen fehlen dadurch. Grund ist das fade Programm und die zunehmende Überalterung des Publikums. Nur weil die SRG ihr Stammhaus an der Berner Giacomettistrasse an die Mobiliar verkaufte und zudem Rückstellungen auflösen konnte, wurde 2012 operativ nicht rot geschrieben.

Zweitens kann der Chef nun eine Trumpfkarte in der politischen Diskussion spielen. Demnächst nämlich wird sich das Parlament mit den SRG-Gebühren befassen. Eine Gebührenerhöhung ist nicht geplant, aber eine Gebührenerweiterung. Künftig sollen auch Haushalte 462 Franken bezahlen, die gar kein Radio- oder TV-Gerät besitzen. Neben Privat-



Doppelschlag: SRG-Chef de Weck.

haushalten, wie bisher, sollen zudem in Zukunft auch Unternehmen die Gebühr abliefern. Der Vorschlag führte bereits zu heftigen Protesten.

Nun geht es plötzlich nicht mehr um Gebühren, nun geht es um die verdiente Pension der SRG-Angestellten. Welcher Politiker will schon so hartherzig sein, der staatlichen Medienschar die Altersrente zu gefährden?

Tatsächlich ist die SRG in einer seltsamen Finanzsituation. Die 160 Millionen teure Sanierung der Pensionskasse kann gerade noch aus den Reserven und dem Eigenkapital finanziert werden. Unergründlich bleibt dabei allerdings, warum der Übergang vom Leistungs- zum Beitragsprimat derart teuer wird. Andere Unternehmen schafften den gleichen Schritt kostenneutral.

Nach dem gewaltigen Abschreiber ist, neben der vorgeschriebenen Grundreserve, kein Eigenkapital mehr vorhanden. Das grösste Medienunternehmen des Landes ist, im Vergleich mit der privaten Konkurrenz, zünftig überschuldet. Die Höhe des Fremdkapitals der SRG liegt inzwischen bei über 800 Millionen Franken. Die einzigen Assets, die hier gegengestellt werden können, sind die Immobilien des Staatssenders. Die aber sind betriebsnotwendig.

Roger de Weck hat es geschickt gemacht. Ein tiefrotes Rekorddefizit zur rechten Zeit kommt ihm gerade recht. Die Zukunft ist rosa.

Fat-Shaming

Von Beatrice Schlag — Eine prominente Frau wird während der Schwangerschaft sehr rund.

Die Titel der *Tabloids* neben der Supermarktkasse brüllten letzte Woche praktisch alle dasselbe: «Kims Albtraum: 30 Kilo zugenommen», «Ich kann nicht aufhören zu essen!», «Diese



Schwangerschaftstreifen ruinieren meinen Körper», «Nennt mich nicht fett!». Dazu Bilder einer schönen dunkelhaarigen Frau, die eindeutig fülliger ist als noch vor ein paar Monaten.

Wer gelegentlich in Gratiszeitungen blättert, kennt den Namen Kim Kardashian. Die 32-Jährige ist die älteste von drei attraktiven Töchtern einer reichen Familie, die ihren angeblichen Alltag seit sieben Jahren in der Reality-Show «Keeping Up with the Kardashians» gewinnbringend zur Schau stellt. Daneben verdienen die Schwestern Millionen mit Werbung, Parfüms und Kleiderlabels. Kim ist die gegenwärtig erfolgreichste Frau, die ohne ersichtliches Talent – ausser der Selbstdisziplin, immer perfekt aufgebrevelt zu sein – jeden Tag reicher wird. Seit vergangenem Herbst ist Kardashian mit Hip-Hop-Superstar Kanye West zusammen. Im Sommer erwarten sie ihr erstes Kind. Kim Kardashian hat in den ersten Schwangerschaftsmonaten, wie viele Frauen, rasch zugenommen. Dass dafür sämtliche Klatschhefte auf sie eindreschen, hat in den USA einen Namen: *fat-shaming*. Es bedeutet, Frauen für ihre Gewichtszunahme an den Pranger zu stellen. Kim Kardashian ist nur die letzte in einer langen Reihe, die von Hillary Clinton bis Jessica Simpson reicht. Und es ist nicht so, dass *fat-shaming* eine amerikanische Eigenheit ist, nur weil wir bei uns dafür kein Wort haben. Die deutsche Regenbogenpresse ist gegenüber Frauen, die plötzlich zu rund oder zu mager werden, nicht respektvoller.

Warum lesen wir das? Die meisten Klatschhefte werden von Frauen gekauft. Die Schadenfreude darüber, dass auch Prominente wie Kim K. Gewichtsprobleme haben, dauert einen kurzen Moment im Vergleich zu der permanenten Frage, die Frauen ohne Idealfigur im Kopf hämmert: «Sehen die ändern mich auch so?» Vermutlich. Zumindest solange wir Geld dafür bezahlen, um uns sagen zu lassen, dass es okay ist, Frauen übers Gewicht zu definieren.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man das Behinderten-WC aufsuchen (weil es viel sauberer, da unbenutzt ist), obwohl man nicht behindert ist?

Urs Sommerhalder, Wollerau

Spannende Frage. Auf einen Behinderten-Parkplatz stellt sich selten ein unbehinderter Autofahrer, weil die Bussen saftig sind, wenn man erwischt wird. Bei den Toiletten wird man auf seinen moralischen Kompass zurückgeworfen. Es drohen keine Strafen. Sie können nicht im Ernst erwarten, dass sich ein Ratgeber zwischen Sie und Ihr Gewissen stellt. Nur so viel: In der Schweiz gibt es laut Statistik rund 320 000 schwer behinderte Erwachsene in Privathaushalten. Viele sind über 85 und gehen vermutlich nicht oft aus. Über die Anzahl der Behinderten-Toiletten, die in Kinos, Restaurants, Parks, Bahnhöfen und Schwimmbädern zur Verfügung stehen, schweigt sich das Statistische Amt aus. Meine Mutter hat sie immer ohne Zögern benutzt. Inzwischen ist sie behindert und sagt noch immer: «Meitli, geh ruhig da rein, so viele Behinderte sind nicht unterwegs.» In diesem Punkt bin ich eine sehr folgsame Tochter. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wohin der Einsatz genmanipulierter Pflanzen führt, zeigt ein Blick auf die USA.» *Patrick Crausaz*



«Mit 30 Milliarden Dollar würden wir den Welthunger besiegen.»

Qualitative Spitzenprodukte

Nr. 13 – «Die eingebildete Gefahr»; Markus Schär über Gentechnik

Wohin der Einsatz genmanipulierter Pflanzen führt, zeigt ein Blick auf die USA. Bekannte multinationale Unternehmen beherrschen mit ihren genmanipulierten und patentierten Samen für den Maisanbau weite Teile der US-Landwirtschaft. Der Ertrag von Mais wurde vervielfacht. Der Segen allerdings blieb aus. Rinder fressen anstelle von Gras nun hauptsächlich genmanipulierten Mais in Kraftfutter. Die Folge: Die Tiere werden krank, das industriell verarbeitete Fleisch muss mit Ammoniak behandelt werden, um zu verhindern, dass zum Beispiel E.-coli-Bakterien in die Nahrungsmittelkette gelangen. Trotzdem sterben in den USA jährlich zahlreiche Menschen an bakteriellen Erregern, eingeschleust durch den Verzehr von billigem, kontaminiertem Fleisch.

Die schweizerische Landwirtschaft ist im Vergleich zu den globalen Playern ein Niemand. Darin würde sich auch nichts ändern, wenn durch den Anbau genmanipulierter Pflanzen der Ertrag vervielfacht würde. Vielmehr muss sich die schweizerische Landwirtschaft auf eine naturnahe, nachhaltige, möglichst biologische Produktionsweise konzentrieren, um in einem Nischenmarkt qualitative Spitzenprodukte anbieten zu können. Zahlreiche landwirtschaftliche Betriebe in der Schweiz haben dies bereits erkannt, produzie-

ren in hohem Mass ökologisch und sind ökonomisch erfolgreich. Die Konsumenten danken dies mit der Bereitschaft, für gesunde Produkte einen gesunden Preis zu bezahlen.

Genmanipulierte Pflanzen mögen für die Wissenschaft ein interessantes Tummelfeld sein; zu suggerieren, dass damit globale Probleme wie Hungersnöte abgemildert oder gar verhindert werden könnten, ist bislang eine Illusion. Die Reduktion von Pestiziden kann auch mit ganz natürlichen Mitteln erreicht werden. Jeder Biobauer lebt das tagtäglich vor. *Patrick Crausaz, Grenchen*

«Der Hunger in der Welt ist besiegt: Die Wissenschaft hat das DDT erfunden!», verkündete die Schweizerische Depeschagentur vor rund sechzig Jahren in den Mittagsnachrichten. Meine Bewunderung für die Wissenschaft war riesig: Welch eine Leistung, den «Hunger in der Welt besiegt» zu haben! Jetzt will die Wissenschaft der Landwirtschaft die Gentechnik aufdrängen. Natürlich nur, um den Hunger in der Welt zu besiegen und dabei die Umwelt zu schonen ...

Erika Amsler, Schinznach Dorf

Ihr Bericht liest sich so, als hätten Sie Ihre Seite schon gewählt, ohne vorher die Hausaufgaben gemacht zu haben. Wegen Gentechnik verarmen Bauern in Indien. Ganze Gentechnik-Ernten in den USA gehen ein und bringen nur eines ein: Defizite. Ich danke dem Herrn für meinen Freigeist und die Fähigkeit, Zusammenhänge

zu erkennen. Mit 30 Milliarden Dollar würden wir den Welthunger besiegen, einer Summe, die normale Staaten in ihrem Militär versickern lassen. Steuerte nur schon die klitzekleine Schweiz 5 Milliarden bei: Ein Sechstel wäre bereits abgedeckt. Menschen leiden Hunger, weil sie «globalisiert» wurden und somit ganze Völker ihren Wurzeln entrissen wurden. *Sam Traji, per E-Mail*

Ewig gültige Glaubensdoktrin

Nr. 13 – «Ja, ich habe meine Meinung geändert»; Adolf Muschg über die Scharia

Der Islam macht in der Tat die Trennung von Kirche, Staat und Kultur nicht mit. Deshalb basiert auch die Scharia auf einer ewig gültigen, unveränderbaren, von Allah vorgegebenen Glaubensdoktrin. Das findet nicht nur der zitierte islamische Gelehrte, sondern auch Herr Muschg ganz toll. Dass dieses Gesetzeswerk jede Menge zwingender Bestimmungen enthält, die unseren Vorstellungen von Menschenrechten, Freiheit, Selbstverantwortung, Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie Menschenwürde diametral zuwiderlaufen, ist für Herrn Muschg irrelevant. Vielmehr müssen wir uns «mehr Verständnis für Kulturen, die den Menschen einem höheren Gesetz unterwerfen, schon leisten». Jetzt holt Herr Muschg zu einem zwar reichlich verwirrten, dafür aber umso grundlegenderen Rundumschlag gegen die Errungenschaften der Aufklärung aus. Man erfährt, dass Freiheit fast zwingend zu völlig unhaltbaren Zuständen führt. Freiheit wird – unglaublich, aber wahr – zum eigenen Vorteil wahrgenommen! Nicht für die Armen und Unterdrückten! Da wird doch tatsächlich «Moral selektiv praktiziert»! Da «können Menschenrechte der Stärkeren zum Feigenblatt der Willkür werden». Da «klingt das Pochen auf eigene Rechtmässigkeit hohl»!

«Gott der Allmächtige»: Da «sollte man Kulturen ernst nehmen, die diesen Namen nicht als Leerformel behandeln». Was dieser Gott befiehlt, ist für Herrn Muschg unwichtig. Scharia meint eben nicht das an einer innerweltlich argumentierenden Ethik orientierte Handeln, sondern die vollständige Unterordnung unter Allahs Gesetz. Linker Kulturrelativismus als Moralkeule gegen Selbstverantwortung und Selbstbestimmung in seiner widerlichsten Form: «Wir müssen gnädig gestimmt werden gegenüber Gesellschaften, die ihre Werte der Diskussion entziehen.» Offenbar hat sich Herr Muschg bis heute nicht von der von ihm selber angemahnten «selbstverschuldeten Unmündigkeit» (Kant) emanzipiert. *Peter Christ, Biel*

Prince im Roxy

Nr. 12 – «Das Zürich der Zürcher»; Vorabdruck aus «Zürich» von Mark van Huisseling

Diese Geschichte, die man sich, wie Mark van Huisseling schreibt, in der Stadt immer

wieder erzählt: Prince im «Roxy» Zürich – die ist wahr.

Prince' Besuch im «Roxy», nach seinem Auftritt im Hallenstadion Anfang der neunziger Jahre – dieser Abend ist mir im Gedächtnis geblieben. In den vergangenen zwanzig Jahren habe ich immer wieder jedem, der es hören oder auch nicht hören wollte, von meinem «Treffen» mit dem Musiker erzählt.

Der kleine grosse Prince, flankiert von zwei ungefähr zwei Meter grossen schwarzen Hünen, und tout Zurich, sprich tout «Roxy» – das verhielt sich so, als sei der grosse Musiker gar nicht anwesend gewesen. Dabei hatten sicherlich rund fünfzig Prozent der «Roxy»-Besucher an diesem Abend vorgängig das grandiose Prince-Konzert besucht. In Zürich gibt man sich jedoch, wie es sich gehört, cool.

Da stand er in seinen Killer-High-Heels leicht erhöht am Rande der Tanzfläche, rechts und links von ihm seine Bodyguards. In Partylaune und berauscht vom Konzert, bin ich zu ihm hin und habe Prince zu seinem super Auftritt gratuliert und erhielt dafür ein kleines Lächeln.

Suzanne Stocker, Küsnacht

Man muss nicht weit lesen, bis man merkt, dass der Autor ein Zugezogener ist. Nach M. van Huisseling liegt das Hallenstadion in Oerlikon im Zürcher Stadtkreis Nummer 10. Man braucht kein Eingeborener zu sein, um zu wissen, dass der Kreis 10 die Quartiere Wipkingen und Höngg umfasst. Wenn der Autor schon so in die Details geht, müsste er wenigstens die richtigen Benennungen aufführen. Oerlikon lag damals und ist heute noch zusammen mit Seebach und Affoltern im Kreis 11.

Otto Gerber, Wädenswil

Panzergängigkeit des Landes ausspioniert

Nr. 11 – «Die «rote Gefahr» war real»; Erwin Bischof über die Stasi in der Schweiz

Die vom Autor aufgezeigte Gefahr musste man in der Zeit des Kalten Krieges in der Tat als real einstufen, und die Abwehrmassnah-

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

men dienten dem Schutz unseres Landes. Die damaligen WAPA-Staaten haben in unserem Land systematisch Spionage betrieben, vorweg im Wirtschaftsbereich, aber auch im militärischen. Die von Bischof erwähnte Ausforschung von Flugplätzen hat tatsächlich stattgefunden, aber weit mehr: Die Wapadienste haben damals, ausgehend von ihren hiesigen «legalen Residenten» (als Diplomaten getarnte Geheimdienstler), via Agenten beispielsweise auch Daten über die Panzergängigkeit des Geländes gesammelt (inklusive Angaben über den Durchmesser der Stämme von Bäumen in unseren Wäldern). War es denn damals so falsch, dass die Bundespolizei solche Bestrebungen beobachtete, fichierte und notabene Dutzende von Geheimdienst-Diplomaten ausweisen liess? Leider durften die Fälle aus Geheimhaltungsgründen nur sehr beschränkt bekanntgegeben werden.

Es wirkt befremdlich, wenn Historiker – wie nun etwa Ricardo Tarli, Historiker, Berlin, in einem Leserbrief (Nr. 13/13) – im Nachhinein behaupten, dass der östliche Machtblock gegen die Schweiz keine militärisch aggressiven Absichten hegte. Ich glaube nicht, dass die Panzergängigkeit unseres Geländes damals ausspioniert wurde, um hier zu picknicken.

Roland Burkhard, Bern

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Meilenweit von den Positionen der Stimmbürgerinnen entfernt: Bundespolitikerinnen* in einer Berner Turnhalle mit Fitnesstrainerin (r.).

Weiblicher Linksdrahl

Frauen sind sozialer und grüner eingestellt als Männer. Noch viel weiter links stehen die Politikerinnen im Berner Parlament. Das zeigen Daten, die Politgeograf Michael Hermann exklusiv für die *Weltwoche* ausgewertet hat. Von Philipp Gut

Frühlingsgefühle sind bei den Freisinnigen derzeit nicht auszumachen. Zwischen der FDP-Spitze und der Frauensektion der Partei herrscht Eiszeit. «Die FDP hat ein Frauenproblem», stellte der *Tages-Anzeiger* fest. «FDP gegen FDP-Frauen: Der Streit eskaliert», berichtete die Zeitung *Der Sonntag*. Und das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) sieht in der Partei gar einen «Kampf der Geschlechter» toben. Auslöser der Querelen ist der Familienartikel, über den Anfang März abgestimmt wurde. Die FDP-Frauen, mit Präsidentin Carmen Walker Späh und Generalsekretärin Claudine Esseiva in der vordersten Frontreihe, hatten sich für ein Ja eingesetzt – entgegen der Parole der Mutterpartei. Was in dieser für böses Blut und einigen Wirbel sorgte.

Dabei schienen die Zeichen auf Annäherung zu stehen. Als der Aargauer Nationalrat Philipp Müller im letzten April zum Parteichef

gekürt wurde, war er offensiv um die Frauen. Es gelte, so Müller damals, die FDP in Frauenfragen zu öffnen und wieder mehr Wählerinnen zu gewinnen. Die Flirtlaune ist verfliegen. Statt Avancen dominieren Auseinandersetzungen.

Betroffen sind die Mitteparteien

Wenn zwei sich streiten, reibt sich Christophe Darbellay die Hände. Der wendige Walliser CVP-Präsident bot den unzufriedenen FDP-Frauen umgehend «Asyl» in seiner Partei an. Dabei haben die Christdemokraten mit ähnlichen Problemen zu kämpfen wie die Freisinnigen. Spätestens die Familieninitiative der SVP wird die Gräben wieder aufreissen. Das Anliegen, wonach Familien, die ihre Kinder zu Hause erziehen, gegenüber solchen, die den Nachwuchs in Krippen schicken, nicht mehr benachteiligt werden sollen, rennt bei

der Parteibasis in den Stammländern offene Türen ein. CVP-Frauen wie die St. Galler Nationalrätin und Familienpolitikerin Lucrezia Meier-Schatz hingegen lehnen die Initiative ab und setzen stattdessen auf den Ausbau der ausserfamiliären Betreuungsangebote. Auch die CVP hat Auseinandersetzungen mit ihren Frauen.

Die aktuellen Beispiele zeigen: Durch FDP und CVP zieht sich ein politischer Geschlechtergraben. Ist es ein Zufall, dass davon die traditionellen Mitteparteien betroffen sind? Wie wirkt sich der Einfluss der Frauen in diesen und in anderen Parteien aus? Und, ganz grundsätzlich: Stimmen und wählen Schweizer Frauen anders als die Männer?

Die *Weltwoche* hat den Politgeografen Michael Hermann von der Universität Zürich gebeten, das Abstimmungsverhalten und die politische Ausrichtung von Männern und

Frauen in den letzten Jahren auszuwerten. Und zwar sowohl im Berner Parlament als auch in der Stimmbevölkerung insgesamt. Dabei zeigen sich teilweise sehr markante Unterschiede.

1—Breiter Geschlechtergraben in den Mitteparteien. Ordnet man die Fraktionen des Nationalrats basierend auf dem aktuellen Links-rechts-Rating (2012) nach Geschlecht, wird klar: Die Schwierigkeiten von FDP und CVP mit ihren Frauen haben System. Denn bei den Mitteparteien ist der Geschlechtergraben mit Abstand am breitesten und tiefsten. Die grösste Abweichung zwischen männlichen und weiblichen Fraktionsmitgliedern findet sich bei den Christdemokraten (siehe Grafik «Frauen in der Politik»). Die CVP-Parlamentarierinnen politisieren deutlich linker als ihre männlichen Kollegen. Sie finden sich sogar näher bei den Grünliberalen wieder als bei der männlichen Mehrheit der eigenen Partei. Die CVP-Frauen sind also so etwas wie notorische politische Fremdgängerinnen.

Ähnlich markant ist der Geschlechterunterschied bei der BDP. Auch in deren Fraktion stehen die Frauen erheblich weiter links als die Männer. Während die BDP insgesamt rechts von der CVP positioniert ist, überholen ihre weiblichen Fraktionsmitglieder die Mehrheit der CVP-Männer links. Ebenfalls deutlich ist diese Differenz bei den Freisinnigen. Auch die FDP-Frauen sind linker als ihre männlichen Kollegen.

Fazit: Das Problem, dass die weiblichen Fraktionsmitglieder weit entfernt von der offiziellen Parteilinie politisieren, ist – in dieser Reihenfolge – ein spezifisches Problem der Mitteparteien CVP, BDP, FDP.

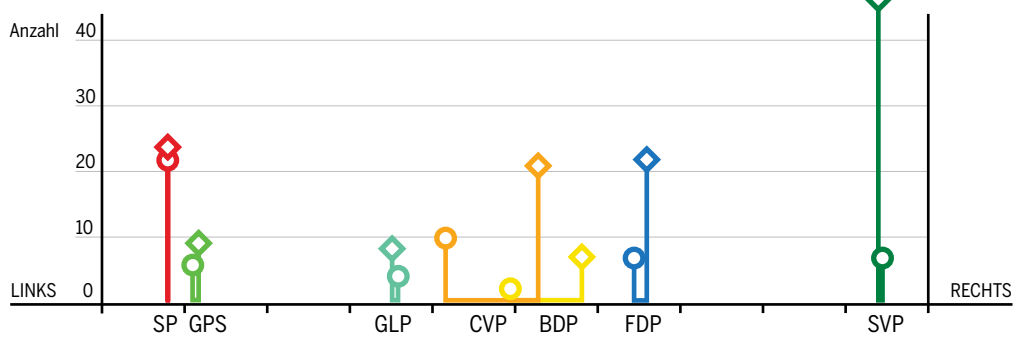
2—SP: Männer sind genauso links. Bei den übrigen Parteien fallen die Geschlechterunterschiede weniger ins Gewicht. Die Polparteien SP und SVP weisen die geringsten Differenzen auf, wobei die Sozialdemokraten am einheitlichsten auftreten: Die männlichen Fraktionsmitglieder sind genauso links wie die weiblichen. Wer SP wählt, kann wahllos eine Frau oder einen Mann auf die Liste setzen: Das politische Ergebnis ist identisch. Ganz anders bei der CVP. Wer einer Lucrezia Meier-Schatz (SG) oder einer Kathy Riklin (ZH) die Stimme gibt, wählt eine Linke. Wer einen Gerhard Pfister (ZG) oder einen Jakob Büchler (SG) notiert, schickt einen Rechten nach Bern.

Einen Sonderfall, wenn auch nur mit relativ geringen Abweichungen, stellen die SVP und die Grünliberalen dar. In diesen Parteien sind die weiblichen Parlamentarierinnen sogar ein wenig weiter rechts positioniert als ihre männlichen Kollegen. Wer eine SVP-Frau auf den Wahlzettel schreibt, kann sicher sein, dass sie auf der offiziellen Linie der Partei politisiert.

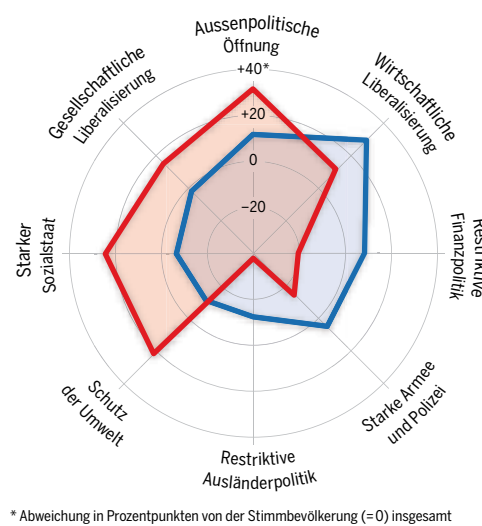
Frauen in der Politik

Nationalrat auf der Links-rechts-Achse:

So unterscheidet sich die Politik von Frauen und Männern innerhalb der Fraktionen

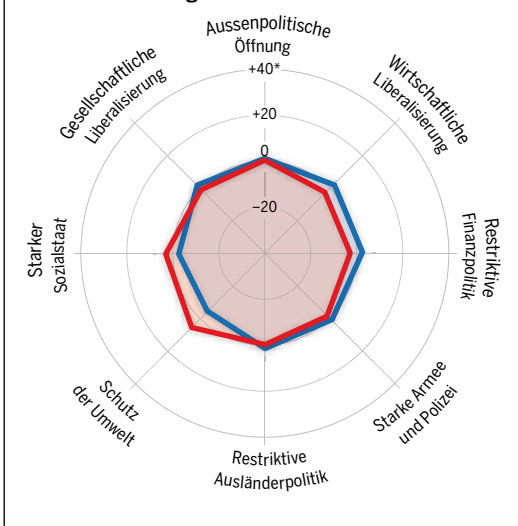


Nationalrat



* Abweichung in Prozentpunkten von der Stimmbevölkerung (=0) insgesamt

Stimmbevölkerung



«Extrem überzeichnet»: erhebliche Unterschiede.

3—Parlament der Frauen. Wie stark sich die politische Ausrichtung der weiblichen und männlichen Nationalratsmitglieder unterscheidet, zeigt das sogenannte Spinnenprofil, das die Vorlieben in acht zentralen Themenbereichen abbildet (siehe Grafik «Nationalrat»). Die ausgewerteten Daten beruhen auf den Schlussabstimmungen des Nationalrats zu den 83 Volksabstimmungen von 2001 bis 2011.

Über das Links-rechts-Schema hinaus erlaubt das Spinnenprofil konkrete Aussagen

Die CVP-Frauen sind so etwas wie notorische politische Fremdgängerinnen.

über die Einstellungen der Volksvertreter etwa zur Sozial-, Finanz- oder Aussenpolitik. Die Unterschiede zwischen den Männern und Frauen im Parlament sind – und zwar in jedem einzelnen Bereich – so gross, dass man von einer völlig verschiedenen Politik reden muss. Die Parlamentarierinnen engagieren sich viel stärker für den weiteren Ausbau des Sozialstaats und den Umweltschutz, sie sind also linker und grüner eingestellt als die Männer. Ihre Zustimmung zu dem, was die Politologen «ge-

sellschaftliche Liberalisierung» und «aussenpolitische Öffnung» nennen, ist ebenfalls deutlich grösser. Das betrifft etwa die Annäherung an die EU und internationale Organisationen. Oder die Legalisierung von Drogen und die staatliche Förderung alternativer Familienmodelle.

Demgegenüber nähert sich die Unterstützung der Nationalrätinnen dem Nullpunkt, wenn es um eine restriktive Ausländerpolitik geht. Fragen der Sicherheit (starke Armee und Polizei), geordnete Staatsfinanzen und eine freie, wettbewerbsorientierte Wirtschaft sind den Frauen im Parlament dagegen weniger wichtig. In diesen (rechten) Themenbereichen fallen die Männer durch eine deutlich höhere Zustimmungsrate auf.

4—Angleichung in der Bevölkerung. Sind die Schweizer Frauen also generell linker, grüner, sozialer orientiert als die Männer? Man muss – hier wird es besonders interessant – genau hinschauen. Im Parlament sind die Unterschiede in der Tat beträchtlich. Die Nationalrätinnen weisen, wie gezeigt, ein ausgeprägtes Links-grün-Profil auf. In der Bevölkerung ist diese Tendenz zwar ebenfalls festzustellen, aber die Differenzen zu den Männern sind geringer (siehe Grafik «Stimm-



Querelen statt Avancen: Esseiva (FDP).

bevölkerung»). Berücksichtigt wurden in der Auswertung die sogenannten Vox-Befragungen zu den 83 eidgenössischen Volksabstimmungen in den Jahren von 2001 bis 2011 – und somit dieselben Sachfragen, die auch dem oben erwähnten Spinnenprofil des Nationalrats zugrunde liegen.

Der weibliche Linksdrall fällt bei der Wahl der Parteien an. Wie eine Studie des Lausanner Wahlforschungsprojekts Selects zu den eidgenössischen Wahlen 2011 zeigt, sind die Wählerinnen links der Mitte sowie bei der CVP in der Mehrzahl, während bei SVP (deutlich), FDP und BDP (beide knapp) die Männer überwiegen. Inhaltlich-thematisch engagieren sich Schweizer Frauen stärker für Sozial- und Umweltanliegen. Doch die Abweichungen zwischen Frauen und Männern sind in der Gesamtbevölkerung vergleichsweise gering und die Vorzeichen kehren sich in einzelnen Themenbereichen sogar um. So ist die Zustimmung der Frauen zu einer strengen Ausländerpolitik fast gleich hoch wie diejenige der Männer; und bei der sogenannten gesellschaftlichen Liberalisierung hat die männliche Stimmbevölkerung die Nase sogar leicht vorn.

5 — Verzerrtes Bild in Bern. Diese Resultate lenken den Blick auf ein Problem, das bisher in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen und diskutiert worden ist. Die Daten zeigen nämlich, dass die Volksvertreterinnen ganz anders stimmen als normale Schweizerinnen. Bei den Männern sind die Unterschiede zwischen Politikern und Stimmbevölkerung weit geringer.

Doch nicht nur das: Die männlichen Nationalratsmitglieder sind nicht nur näher bei ih-



Fürsorge: Widmer-Schlumpf (BDP), Leutenegger Oberholzer (SP), Meier-Schatz (CVP).

ren Geschlechtsgenossen in der Bevölkerung, sie treffen auch die politischen Vorlieben der Schweizer Frauen besser als die Frauenvertreterinnen im Parlament.

Die Schlussfolgerungen, die sich aus der Auswertung der empirischen Daten ergeben, sind pikant. Frauen, die Politik machen, transportieren die Meinungen der Bürgerinnen mehr schlecht als recht. Die Parlamentarierinnen in Bundesbern liefern ein Zerrbild der politischen Geschlechterverhältnisse im Land und politisieren an den Bedürfnissen und Überzeugungen der Durchschnittschweizerin vorbei. «Die bestehenden Links-

Männer wählen, Frauen stärken. Das geht aus der vergleichenden Analyse unzweifelhaft hervor.

rechts-Gegensätze zwischen Frauen und Männern sind im Parlament extrem überzeichnet», sagt Politgeograf Michael Hermann. Wer die Anliegen der Schweizer Frauen repräsentieren will, muss nach Lage der Dinge nicht weiblichen Politikern die Stimme geben, sondern männlichen. Männer wählen, Frauen stärken. Das geht aus der vergleichenden Analyse des Abstimmungsverhaltens unzweifelhaft hervor.

Die Tatsache, dass Frauen eher zu links-grünen Positionen neigen und ein grösseres Vertrauen in den Staat setzen, könnte mit ihrer Sozialisation und der nach wie vor starken Rolle zu tun haben, die die Familie in ihrem Leben spielt. Fürsorge und Kooperation sind zentrale Werte, Wettbewerb zwischen Kindern und einzelnen Familienmitgliedern da-

gegen weniger. Offenbar übertragen viele Frauen diese Haltung in die Politik und treten dementsprechend für einen umfassenden Sozial- und Fürsorgestaat ein. Was viele Frauen im Privatleben gewöhnt sind – versorgt zu werden und zu umsorgen –, erwarten sie auch von der öffentlichen Hand.

Wie lässt sich die Kluft erklären?

Markanter als die Unterschiede zwischen Frauen und Männern bleiben indes die Differenzen zwischen den Stimmbürgerinnen und den Politikerinnen im nationalen Parlament. Erklären lässt sich diese Kluft gemäss Michael Hermann zum einen dadurch, dass die politischen Exponentinnen radikaler sind und die Parteilinie reiner vertreten als die (weibliche) Basis, die mehr von Fall zu Fall entscheidet. Die «repräsentative Ebene» – also das Parlament – sei viel polarisierter, so Hermann. Verstärkt werde der Linksdrall der Parlamentarierinnen sodann durch den Umstand, dass in linken Parteien der Frauenanteil höher ist und die Frauen sich in diesen Parteien offenbar leichter durchsetzen könnten.

Wenn die Berner Volksvertreterinnen sich für Frauen und deren Anliegen einsetzen, ist – dieser Schluss drängt sich aufgrund der präsentierten Fakten auf – eine gewisse Vorsicht geboten. Die Politik, die die Frauen im Bundeshaus machen, ist oft meilenweit von den Positionen der Stimmbürgerinnen entfernt. Nüchtern betrachtet, müssten die Parlamentarierinnen froh sein, dass sie in der Minderheit sind. So werden die Schweizer Frauen besser vertreten: durch die Männer, die den politischen Nerv der Durchschnittschweizerin gemäss Hermanns Daten besser treffen. ○

Vollwertige Opfer gesucht

Neuerdings weisen in der Schweiz Plakate auf Gewalt in lesbischen Beziehungen hin. Wie gravierend das Problem ist, weiss niemand. Die Aktion ist Ausdruck eines ausufernden Minderheiten- und Opferkults. Von Rico Bandle

In Zürich Tram zu fahren, ist unangenehm. Nicht nur wegen der engen Platzverhältnisse, sondern auch wegen einer auffälligen Werbebotschaft. «Sie setzt mich beim Sex körperlich und mit Worten unter Druck. Ich mache dann Sachen die ich nicht will», steht auf einem Plakat, Kommafehler inklusive. Man will schon Mitleid haben mit den geschundenen Männern, die bei dieser Aktion offenbar angesprochen werden. Bis man merkt: Um sie geht es nicht. Die Kampagne der Beratungs- und Informationsstelle für Frauen (BIF) richtet sich an Frauen. Lesbische Frauen. «Auch in lesbischen Beziehungen wird gedroht, gedemütigt, geschlagen und gestalkt», heisst es auf www.sieundsie.ch, der Homepage zur Kampagne. Wie viel Geld die subventionierte Beratungsstelle dafür ausgibt, will sie nicht sagen.

Dass es in Paarbeziehungen zu Konflikten kommen kann, auch gewalttätigen, gehört wohl oder übel zum Leben, egal, in welcher Geschlechterzusammensetzung. Und dass eine Beratungsstelle für weibliche Opfer von Gewalt auch Frauen offensteht, die mit einer Frau zusammenleben, dürfte ebenfalls selbstverständlich sein. Dass lesbische Frauen trotzdem mit prominent platzierten Werbesprüchen wie: «Ich hätte nie geglaubt, dass mich eine Frau schlagen würde», eine Spezialeinladung erhalten, begründen die Kampagnenverantwortlichen mit dem Aufbrechen von Tabus. Vor allem aber ist die Aktion Ausdruck eines ausufernden Minderheiten- und Opferkults.

Diskriminiert im Frauenhaus

Wie abstrus die Opferansprüche werden können, zeigte sich 2008 beim neuen «Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen» in Berlin. Das schlichte Mahnmal, ein 3,6 Meter hoher Betonquader, enthält ein kleines Fenster darin zu sehen ist ein Schwarzweissfilm, in dem sich zwei Männer küssen.

Durch die zwei küssenden Männer fühlten sich einige Lesben diskriminiert – obschon homosexuelle Frauen im Gegensatz zu Männern von den Nazis nicht strafrechtlich verfolgt wurden und auch keine Fälle von Deportationen in Konzentrationslager bekannt sind. Dessen ungeachtet führten gehässige Proteste dazu, dass nun im Denkmal auch ein Film zweier küssender Frauen zu sehen ist. Ein Sieg für die deutschen Lesben, die sich damit als vollwertige Opfer fühlen dürfen.

Auch die Zürcher Kampagne beruht nicht auf gesicherten Daten, wie die BIF selbst zugibt. Die «Datenlage zu häuslicher Gewalt im Kontext lesbischer Partnerschaften ist leider sehr dünn», schreibt die Beratungsstelle, erwähnt aber, dass in der «gegenwärtigen Forschung» davon ausgegangen werde, dass jede vierte lesbische Frau Gewalt in der Beziehung erfahre. Was exakt demselben Wert entspricht wie angeblich bei heterosexuellen Frauen. Im Wettbewerb um die möglichst grosse Stigmatisierung ist ohnehin nicht die Anzahl betroffener Frauen entscheidend, sondern die Botschaft, die sich hinter dem Wert verbirgt: Lesbische Frauen sind mindestens genauso Opfer wie heterosexuelle Frauen.

In einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* nennt BIF-Geschäftsleitungsmitglied Brigitte Dähler eine zusätzliche Beschwerneis. Auf die Frage, was betroffenen Frauen zu raten sei, sagte sie: «Für lesbische Frauen, die Schutz brauchen, kann ein Frauenhausaufenthalt in Frage kommen. Es könnte allerdings sein, dass sie wegen ihrer Lebensweise von anderen Bewohnerinnen diskriminiert würden.» Der Konjunktiv deutet darauf hin, dass dieser Fall noch nie aufgetreten ist. Dählers Aussage lässt aber neue Arbeit für die Betreuungsindustrie erahnen: eine Kampagne, die den zu einem beträchtlichen Teil aus muslimischen Migran-

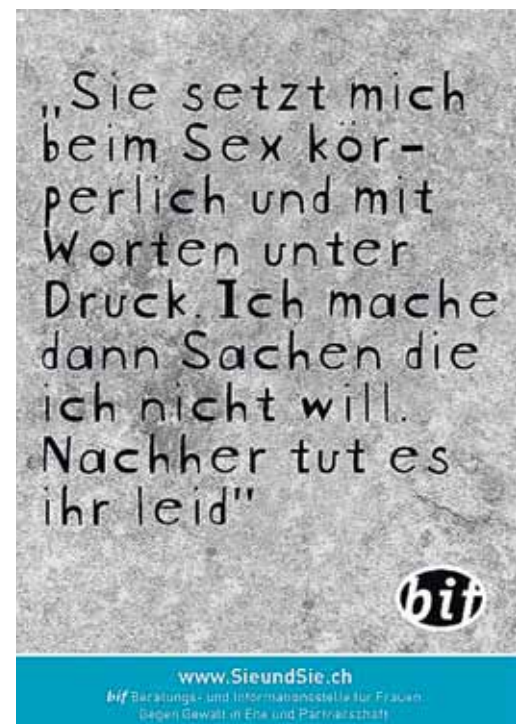
tinnen bestehenden Gewaltopfern in den Frauenhäusern das Lesbensein näherbringt.

Geht man davon aus, dass die deutschen Auswüchse in der Minderheitenpflege früher oder später die Schweiz erreichen, so dürfte in den nächsten Monaten auch hierzulande ein bisher vernachlässigter Menschenschlag in den Fokus rücken: jene Leute, die sich nicht entscheiden können, ob sie Mann oder Frau sind. Der Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg hat vor einigen Wochen beschlossen, neben den öffentlichen Toiletten für Männer und Frauen auch «Unisex-Toiletten» einzurichten, damit sich diese Menschen nicht diskriminiert fühlen müssen. Ein Vorbote dieser neuen Entwicklung lieferte kürzlich das Schweizer Fernsehen. In der «Sternstunde Philosophie» gab die «feministische Hirnforscherin» (Selbstdeklaration) Anelis Kaiser ihre Hoffnung kund, dass sich vermehrt «neue Geschlechterrollen jenseits von binären Kategorien kreieren oder gestalten lassen». Flankenschutz erhielt sie vom «feministischen Philosophen» Dominique Kuenzle, der ihren Aussagen freundlich zustimmte.

Vielleicht hängen in den Zürcher Trams schon bald Plakate mit der Aufschrift: «Ich hätte nie gedacht, dass mich ein Mensch ausserhalb der binären Geschlechterkategorien schlagen würde.» ○



Konflikte gehören dazu: Lesbisches Paar.



Werbesprüche: Präventionskampagne.



Sie führt Regie: GPK-Stabschefin Meli Andres (r.) bei einer Pressekonferenz im letzten Oktober in Bern.

Die Spinne und ihr Netz

Beatrice Meli Andres, Kommissionssekretärin der parlamentarischen Aufseher, hält alle Fäden in der Hand, offenbar selbst in eigener familiärer Sache. *Von Urs Paul Engeler*

Referieren die Exponenten der parlamentarischen Geschäftsprüfungskommission (GPK) einen Kontrollbericht wie aktuell zum Fall Hildebrand, so sitzt stets daneben, stumm und wie in sich versunken, eine unscheinbare, kleine graue Frau, genau so, als sei sie wirklich nur die brave «Sekretärin» der Kommission, wie ihr offizieller Titel lautet. Tatsächlich ist die Juristin Chefin des gut zwölfköpfigen Stabs, der die Arbeiten der GPK plant, lenkt und faktisch erledigt. Beatrice Meli Andres (internes Kürzel: MEB) hat die Texte konzipiert und verfasst, die National- und Ständeräte schön vortragen. Sie führt die Regie.

Die 55-Jährige macht mehr Politik als ganze Fraktionen unter der Bundeskuppel. Bereits ihr Weg an die Spitze der eidgenössischen Aufseher war ein Schelmenstück für sich.

Aufgestiegen war sie, als Christoph Blocher (SVP) Bundesrat war. Dieser beförderte sie zur Leiterin des internen Inspektorats des Eidge-

nössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD). Ihr oblag die Kontrolle der hochsensiblen Bereiche Bundesamt für Polizei (Fedpol), Bundeskriminalpolizei (BKP) sowie Bundesanwaltschaft (BA). Im Juni 2007, als die Affäre um den damaligen Bundesanwalt Valentin Roschacher und dessen dubiosen verdeckten Ermittler, den in den USA mehrfach verurteilten Drogenboss «Ramos», die politische Schweiz zu erschüttern begann, wurde Meli Andres mit der Analyse des Falls und der Vorwürfe betraut, die in der *Weltwoche* und der *Sonntagszeitung*, bestens dokumentiert, publiziert worden waren.

Merkwürdiger Seitenwechsel

Nach zweitägigem Studium der Akten erstattete die Chefinspektorin am 20. Juni schriftlich Bericht: «Der ganze Prozess zeigt, dass die Rekrutierung von Ramos sorgfältig vorbereitet wurde. Es wurden zahlreiche Gespräche (Fed-

pol/BA, Fedpol-intern) und interne Abklärungen gemacht. Der damalige Chef der BKP, Herr Beyeler*, wirkte in seiner Zeit ebenfalls mit. Die Behauptung, dass Herr Beyeler «dagegen» gewesen sei, lässt sich aufgrund der Polizeiakten nicht erhärten.» Und weiter im verharmlosenden Text: «Die Glaubwürdigkeit von Ramos wurde in den USA durch die BKP gründlich überprüft. Aufgrund der dort gemachten Abklärungen (Gespräche mit Polizeistellen, Anwalt Ramos, VP-Führer in den Staaten, Begutachtung Ramos etc.) konnte auf seine Glaubwürdigkeit geschlossen werden.»

Melis Rapport war keine sorgfältige Prüfung, sondern liest sich wie eine Verteidigungsschrift für die in arge Bedrängnis geratene Bundespolizei und Bundesanwaltschaft: «Die Betreuung von Ramos war intensiv und systematisch (Direktion, Auftrag, klares Einsatzgebiet, Verhaltensanweisungen, Kontrollen, Besuche, Rapporte etc.)» Und der Text schliesst

mit einer Vorverurteilung des zu Unrecht angeschwärzten (und später vom Bundesstrafgericht vollumfänglich rehabilitierten) Bankiers Oskar Holenweger (von ihr nur «O.H.» genannt): «Die Überprüfung des Ordners betr. den Bankier O.H. hat ergeben, dass Ramos genügend handfeste Hinweise gebracht hatte, die auf ein strafrechtlich relevantes Verhalten von O.H. hindeuteten. Infolgedessen wurde später – aus der Sicht der Unterzeichnenden richtigerweise – ein gerichtspolizeiliches Ermittlungsverfahren eröffnet.»

Als die Medien immer neue unappetitliche Details um den ungesetzlichen und auch peinlich gescheiterten Ramos-Einsatz ans Licht brachten und die GPK bereits zu untersuchen begann, orientierte Meli Andres das Departement nachweislich falsch, wie das vernichtende spätere Verdikt der Bundesrichter zweifelsfrei belegt. Ob sie dies aus mangelnder Kenntnis der Vorgänge tat oder mit einer bestimmten Absicht, muss offenbleiben.

Einen Hinweis kann die merkwürdige Tatsache liefern, dass die Juristin bald darauf, und zwar Anfang 2008, ihre EJPD-Stelle verliess, die Seiten wechselte und ausgerechnet die Leitung der Administration der GPK übernahm, die sich schwergewichtig um die Vorgänge im EJPD kümmerte. Zu dieser Zeit war das Haupttraktandum der Geschäftsprüfer nämlich die Aufarbeitung des Skandals um ein angebliches Komplott Blocher-Holenweger – ein Hirngespinnst, das peinlicherweise die GPK selbst, in Kooperation mit der Bundesanwaltschaft, in die Welt gesetzt hatte und das später zu einer bisher einmaligen offiziellen Entschuldigung der Eidgenossenschaft geführt hat.

Helvetisches Ende einer Staatsaffäre

Beatrice Meli Andres konnte nun ihre eigene (schlechte) Arbeit untersuchen, rechtfertigen – oder vertuschen. Nachgewiesen ist, dass sie die Untersuchungsbehörden mit allerlei Interna aus dem EJPD versorgt hat. Die öffentlich versprochene Analyse der selbstproduzierten Fehlleistungen (die «Nachfolgeuntersuchung») hingegen verschleppte und verschleppte die

GPK mit ihrer gewieften Sekretärin volle vier Jahre lang. Erst im November 2011 publizierte sie, ganz heimlich und kommentarlos, auf der amtlichen Website eine dürftige Mitteilung mit der Nullaussage, der Fall sei nun ohne neue Erkenntnisse abgeschlossen. Das helvetische Ende einer Staatsaffäre.

Erkundigt man sich bei einem Mitglied der GPK nach dem Stand eines Geschäfts, so lautet die Antwort immer und ehrlich: «Das Sekretariat schreibt jetzt am Bericht.» Tatsächlich haben Meli Andres und ihre vielen «wissenschaftlichen Mitarbeiter» jede Untersuchung fest im Griff, nicht allein organisatorisch, auch inhaltlich. Die Beamten formulieren das Untersuchungsset, erstellen die Planung, formulieren die Berichte und Empfehlungen an den Bundesrat, die nie kritisiert und sofort als neue politische Wahrheiten anerkannt werden. Und ein Blick in Protokolle zeigt, dass die Mitarbeiter nicht nur passiv protokollieren, sondern in Sitzungen auch das Wort ergreifen, juristisch urteilen, Richtungen vorgeben. Das GPK-Büro übt weniger Dienstleistung als

In jeder seriösen Organisation wären dies Gründe, in den Ausstand zu treten, nicht in Bern.

Dienstleistung. Die Crew hält damit eine Position der Macht, ist ein politischer Faktor.

Und sie handelt keineswegs frei von Interessen. Als die GPK die Affäre Ramos/Roschacher behandelte, wurde publik, dass GPK-Mitarbeiterin Irene Moser mittels verdeckten E-Mail-Verkehrs (*blind copy*) Informationen mit der überprüften Bundesanwaltschaft austauschte. Moser und die BA konnten so den Gang der Kontrolle heimlich steuern. Die fehlbare Juristin wurde zwar kurz suspendiert, danach aber weiterbeschäftigt, als sei der Vertrauensbruch gegenüber den Parlamentariern und der Öffentlichkeit weniger als eine Bagatelle. Und Ivo Kreiliger, derzeit mit der Untersuchung der Pannen im Nachrichtendienst betraut, arbeitete zuvor selbst dort.

In jeder seriösen Organisation wären dies Gründe, in den Ausstand zu treten, nicht in Bern. Im Gegenteil: Jacques Andres ist der Ehemann der GPK-Managerin. Vor zwei Jahren musste er sein Pult als Chef Kommunikation Verteidigung im VBS räumen, weil er, zusammen mit einem Unterstellten, in die Betrüge-reien um illegale Bezüge aus der Erwerbbersatzordnung (EO) verwickelt war. Insgesamt musste das VBS acht Millionen Franken in die EO-Kasse nachzahlen. Nach der Freistellung und der Einleitung eines Verfahrens wurde der Freiburger im letzten Jahr «einvernehmlich» entlassen. Die von seiner Frau gelenkte GPK war am 16. Februar 2011 umgehend über den Skandal ins Bild gesetzt worden, hat in diesen zwei Jahren aber, wie sie kürzlich im Jahresbericht 2012 schrieb, grosszügig darauf verzichtet, «eine eigene Untersuchung durchzuführen». Später soll dann das «Vorgehen der betroffenen Departemente» kritisch beurteilt werden.

Gemäss der im Verteidigungsdepartement umlaufenden Version soll die mit einem Fürsprecherpatent ausgestattete Meli Andres sich zumindest indirekt eingemischt und, juristisch beratend, die Interessen ihres Ehemanns gegenüber den Behörden, die sie überwachen sollte, wahrgenommen haben. Auf jeden Fall trat gemäss Auskunft des Bereichs Verteidigung während des ganzen personalrechtlichen Verfahrens gegen Andres nie ein anderer Anwalt auf den Plan.

Trifft die familiäre Filzgeschichte zu, dann handelt Beatrice Meli Andres heute zugleich als Kontrolleurin und Kontrollierte, als beteiligte Ehefrau, involvierte Anwältin sowie als – befangene – Bundesbeamtin. Dies wäre eine skandalöse Kollision von privaten und öffentlichen Interessen, die sogar einen Rücktritt zur Folge haben müsste. Auf die schriftliche Anfrage nach ihren vermischten Rollen antwortete die GPK-Chefin letzte Woche genau dreissig Minuten nach der Erkundigung, per Mail: «Danke für Ihre Nachricht. Ich bin am 9. April 2013 wieder im Büro erreichbar.»

* Gemeint ist Erwin Beyeler, der spätere Bundesanwalt (abgewählt 2011).



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

DIE TOSKANISCHEN WEINE MIT DEM
BESTEN PREIS-QUALITÄT VERHÄLTNIS

HIGHLIGHTS DER WOCHE



CHF 18.35

2011
BRUCIANO

Antinori



CHF 18.35

2011
INSOGLIO
DEL CINGHIALE

Campo di Sasso
L&P Antinori



CHF 20.50

2011
LE VOLTE

Tenuta
dell'Ornellaia



CHF 20.50

2008
POGGIO VALENTE
RISERVA

Fattoria
Le Pupille

Le Difese - Tenuta San Guido 2008  CHF 19.45

Querciabella Chianti Classico - Querciabella 2010  CHF 19.45

Le Cupole - Tenuta di Trinoro 2010  CHF 25.90

Pino di Biserno - Tenuta di Biserno
L&P Antinori 2009  CHF 37.80

Le Serre Nuove dell'Ornellaia -
Tenuta dell'Ornellaia 2010  CHF 44.30

Saffredi - Fattoria Le Pupille 2009  CHF 48.60

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

Gekommen, um zu klauen

Die Zahl der kriminellen Asylbewerber ist im letzten Jahr um fast vierzig Prozent gestiegen. Auch wenn sie wiederholt straffällig geworden sind, können viele «wegen Unzumutbarkeit» nicht ausgeschafft werden. Bei den Behörden macht sich Frust breit. *Von Andreas Kunz*



Auch Mehrfachtäter sind schnell wieder auf freiem Fuss.

Die Bundesordner sind prall gefüllt, in den Schränken hat es für weitere Dokumente kaum noch Platz. «Vieles davon stammt aus den letzten zwei Jahren», sagt Martin Huber*, Sozialvorsteher einer Gemeinde im Zürcher Oberland. Er zückt eine dicke Mappe voller Polizeirapporte, Gerichtsakten und Behördenkorrespondenz. «Ein Tunesier», sagt Huber. Er zückt eine weitere Mappe: «Ein Gambier.» Es geht immer so weiter: «Ein Eritreer. Ein Marokkaner. Wieder ein Tunesier.» Alles Asylanten, die in der Schweiz mehrfach straffällig geworden sind und die Huber in seiner Gemeinde betreuen muss.

Um fast vierzig Prozent – auf 5875 Beschuldigte – ist 2012 die Zahl der straffälligen Asylbewerber gestiegen, wie die letzte Woche veröffentlichte Statistik der kantonalen Justiz- und Polizeidirektionen zeigte. An erster Stelle der Kriminalitätsrangliste im Asylbereich

standen mit grossem Vorsprung die Tunesier, vor den Algeriern, Marokkanern, Georgiern und Nigerianern. Besonders zugenommen hat die Zahl der Mehrfachtäter: 292 Asylbewerber haben im letzten Jahr zehn oder mehr Straftaten begangen (siehe *Weltwoche* Nr. 13/13).

Diebstahl, Einbruch, Drogendelikte

Einer davon ist Kerim, 36 Jahre alt, in die Schweiz eingereist im Mai 2011. Sein Dossier umfasst beinahe einen kompletten Bundesordner. «Er hat mich oft auf Trab gehalten», sagt Huber und versucht zu lächeln. Doch der ganze Aufwand an Zeit und Kosten, den er und andere Behörden in Kerim investierten, sei «wohl von Anfang an zwecklos gewesen».

Zum ersten Mal verhaftet wurde Kerim kurz nach seiner Einreise. In einer Gemeinde am linken Zürichseeufer hatte er einen Kiosk aufgebrochen. «Einbruch mit Sachbeschädi-

gung» heisst die entsprechende Kategorie in der Kriminalstatistik. Da Kerim in der Containersiedlung von Hubers Gemeinde einen festen Wohnsitz besass, kam er nach zwei Tagen Gefängnis wieder auf freien Fuss.

Es folgten weitere Delikte wie Taschendiebstahl an der Zürcher Seepromenade, das Aufbrechen von Autos und Entwenden der GPS-Geräte, das Klauen von Handys und Brieftaschen sowie ein weiterer Kiosküberfall. Alle paar Wochen wird Kerim von der Polizei bei einer Straftat erwischt, nach höchstens drei Tagen in Haft kommt er jeweils wieder frei. Auch beginnt er mit Drogen zu dealen. Zuerst mit Haschisch, bald auch mit Kokain und Heroin. Als ihn die Zürcher Stadtpolizei dabei erwischt, verhängt sie ein Rayonverbot. Kerim darf sich nicht mehr in der Innenstadt aufhalten. Wenige Wochen später wird er in Zürich erneut beim Verkauf von Drogen erwischt. Der Verstoß gegen das Rayonverbot wird mit einer Nacht Haft bestraft und einer Busse, die er nicht bezahlen kann.

Vor seiner Einreise war Kerim bereits in Italien als Asylbewerber registriert. Als sogenannter Dublin-Fall müsste man ihn dorthin zurückschaffen können. Vom Bundesamt für Migration (BfM) hat er auf sein Asylgesuch einen Nichteintretensentscheid erhalten. Per briefliche Anordnung hätte er die Schweiz Anfang 2012 in Richtung Italien verlassen müssen. Doch Kerim lebt noch immer in der Containersiedlung von Hubers Gemeinde, erhält monatliche Sozialhilfe von 396 Franken.

Die meisten straffälligen Asylbewerber können nicht ausgeschafft werden, weil sie entweder keine Papiere besitzen, ihre (vermutlichen) Herkunftsländer eine Übernahme verweigern oder eine Rückkehr in ihre Heimat wegen der dortigen Verhältnisse «nicht zumutbar» sei. Bei Kerim aus Tunesien kommt jedoch eine weitere Variante ins Spiel, die seine Ausschaffung bis auf weiteres verunmöglicht.

Anfang 2012 wird der Tunesier bei einer Verhaftung plötzlich bewusstlos. Die Polizei ordnet eine psychiatrische Abklärung an. Die Diagnose lautet: instabile, depressive Persönlichkeit mit Suizidgefährdung. Mit dem Arztzeugnis der Zürcher Psychiatrie verlangt Kerim eine Verlängerung des Ausschaffungsbefehls. Er hat Erfolg: «Wegen Unzumutbarkeit» infolge seines gesundheitlichen Zustandes darf Kerim auf unbeschränkte Zeit nicht nach Italien gebracht werden.

Auf sein Strafregister hatte die Depression keine Auswirkungen. Kaum war er aus der

Klinik entlassen, folgten weitere Diebstähle, Drogenvergehen, Sachbeschädigungen et cetera. In den Akten befinden sich Anzeigen vom Zürcher Jelmoli und von Globus, wo der Tunesier beim Stehlen erwischt worden war. Ein halbes Jahr später lässt sich Kerim wieder in die geschlossene Psychiatrie einweisen. Wie die Akten zeigen, wird er auch an den Wochenendurlaube mehrfach wegen Diebstahl und Drogenhandel verhaftet.

Heute lebt Kerim entweder in der Containersiedlung von Hubers Gemeinde oder in einem Zimmer der geschlossenen psychiatrischen Abteilung einer Zürcher Klinik. Aufenthalt und Medikation zahlt die Krankenkasse. Huber zeigt Fotos von Kerims Zimmer in der Containersiedlung: Die Türen und Wände sind voller Löcher, die er mit einem spitzen Gegenstand eingeschlagen haben muss. «Der Mann wird uns noch längere Zeit beschäftigen», sagt Huber.

Doch Kerim aus Tunesien ist für die kleine Gemeinde kein Einzelfall. Der Sozialvorsteher erzählt weitere Geschichten von Asylanten aus Guinea, Georgien oder Côte d'Ivoire, die mehrfach straffällig geworden sind und für die er trotzdem weiter sorgen muss in seinem Dorf. Praktisch alle haben einen Nichteintretensentscheid, können aber wegen «Unzumutbarkeit» nicht in ihr Herkunftsland zurückgeschafft werden. Als abgewiesene Asylbewerber

wohnen sie weiter in der Containersiedlung und erhalten täglich Fr. 8.50 Nothilfe.

Betreuung für 9500 Franken pro Monat

Richtig teuer wird es für die Gemeinden, wenn die Straftäter noch nicht volljährig sind. Huber zückt das Dossier eines Eritreers, der 2008 mit seiner Mutter und den drei Geschwistern in die Schweiz gekommen ist. Fardi war damals vierzehn Jahre alt, seit seiner Ankunft ist er mehr als fünfzehnmal straffällig geworden. In der Schule hat man alles versucht, um den Jungen zu integrieren. Doch weder die vielen Sondermassnahmen noch die Verschreibung von Ritalin nützten. Anfang Juli 2009 fliegt Fardi «auf Grund seines Sozialverhaltens» von der Schule, wie es im Brief der Schulleitung heisst. Sämtliche Fremdplatzierungen seien fehlgeschlagen, da Fardi aus den «Schulheimen, die wir für ihn als angemessen empfanden, schon nach kurzer Zeit wieder fortgelaufen ist».

Trotzdem hat die Gemeinde nicht aufgegeben. Sie organisierte für Fardi die Teilnahme an einem «Projekt für die Berufsintegration». Sechs Monate à 2350 Franken. Doch Fardi erscheint nur unregelmässig, wird weiterhin mehrfach bei Diebstahl und Drogenhandel erwischt, bald auch mit einem Schmetterlingsmesser bewaffnet. Von den Eltern, beides Sozialhilfeempfänger, ist keine Unterstützung zu erwarten. Mitte 2011 organisiert die Gemein-

de für Fardi einen Aufenthalt in einem Heim «mit mechanischer Werkstatt, Malerwerkstatt, einer Schreinerei, einer Trainings- und Orientierungswerkstatt». Kosten: 9500 Franken pro Monat. Nach drei Monaten wird das Projekt abgeblasen, weil Fardi weiterhin «keinen Schritt vorwärtskam», wie Huber sagt.

Heute ist das Dossier gefüllt mit Straf- und Zahlungsbefehlen, bei denen die Kosten wegen «offensichtlicher Unerhältlichkeit sogleich und definitiv abgeschrieben» wurden. Müsste er mal zwanzig Tage ins Gefängnis, ignoriert er die Frist – bis sie ihm um weitere sechs Monate verlängert wird. Fardi wird wohl sein gesamtes Leben in der Schweiz verbringen, da auch bei ihm eine Rückkehr in die Heimat «wegen Unzumutbarkeit» nicht möglich ist, wie es im Bescheid des BfM heisst.

Huber macht seinen Job nun schon seit mehr als zehn Jahren. An der Basis habe man von Anfang an gemerkt, dass unter den angeblichen Flüchtlingen, die nach Ausbruch des arabischen Frühlings in die Schweiz kamen, zahlreiche Kriminelle waren. Erst jetzt, zwei Jahre später, habe auch die Politik die drängendsten Probleme erkannt. Eine baldige Verbesserung der Situation erwartet Huber aber nicht. «Manchmal überlege ich auch, meinen Job «wegen Unzumutbarkeit» zu kündigen.»

* Name von der Redaktion geändert.

Im Durchschnitt arbeiten Mitarbeitende 8,38 Stunden pro Tag.

Kein Unternehmen ist durchschnittlich. Deshalb bieten wir Ihnen massgeschneiderte Dienstleistungen. Wir helfen mit, die Gesundheit Ihrer Mitarbeitenden zu verbessern, Kosten und Absenzen zu reduzieren – und zu verhindern.

Lassen Sie sich von uns beraten:
per Telefon 058 277 18 00 oder
auf www.css.ch/unternehmen.
Ganz persönlich.



Dr. Anonymus

Die Vorwürfe gegen Professor Christoph Mörgeli wegen angeblich erschlichener Dokortitel gründen auf ein schwaches Fundament. Und sie lenken vom ursprünglichen Problem ab: Mörgelis Gegenspieler, Professor Flurin Condrau, trug seinen Kampf auf dem Buckel von Studierenden aus. *Von Alex Baur*



Streit um Dissertationen: Mörgelis ehemaliger Vorgesetzter Flurin Condrau.

«Rundschau»-Moderator Sandro Brotz brachte die Schwachstelle der Story gleich bei der Einleitung zur Sprache, allerdings nur beiläufig: Von Ärzten wird für den Dokortitel viel weniger verlangt als von anderen Studierenden. Während des folgenden TV-Berichtes war davon indes keine Rede mehr. Alles drehte sich nur noch um einen Namen mit speziellem Reiz: Professor Christoph Mörgeli. Er soll die «begehrten Dokortitel» für «reines Abschreiben» im Dutzend verschleudert haben.

Der Name des rastlosen SVP-Nationalrats wurde den Zuschauern 31-mal von SRF eingehämmert. Professor Beat Rüttimann, der die Oberverantwortung für die angeblich dürftigen Dissertationen trug, schaffte es gerade auf zwei Erwähnungen. Die Kommission und die Fakultät, welche die Arbeiten prüften und für gut befanden, kamen gar nicht vor. Die Rolle von Mörgelis Gegenspieler, Professor Flurin Condrau, wurde kurz angetippt. Er soll gemäss «Rundschau» «misstrauisch» geworden sein und die Missstände aufgedeckt haben.

Ob sich die Arbeit von Mörgelis Doktoranden tatsächlich in einem «simplen Kopieren» von alten Dokumenten erschöpfte, soll nun eine Untersuchung klären. So simpel, wie die «Rundschau» insinuiert, war das sogenannte «Transkribieren» der schwer entzifferbaren alten Schriften aber offenbar doch nicht. Ein anony-

mer Informant behauptete in der Sendung, er sei derart überfordert gewesen, dass er die Arbeit gegen Bezahlung von einem Dritten habe erledigen lassen. Wenn das stimmt, wäre das gravierend – allerdings nicht für Mörgeli, sondern für den anonymen Doktoranden, der schriftlich versichern musste, seine Dissertation eigenhändig verfasst zu haben. In solchen Fällen gibt es wenig zu deuteln: Der Titel ist erschlichen und damit ungültig.

Anonymer Betrüger als Kronzeuge

Dr. Anonymus ging vor laufender Kamera noch einen Schritt weiter: «Mörgeli wusste haargenau, was abläuft», er sei beileibe kein Einzelfall gewesen. Getrieben vom schlechten Gewissen, habe er den Professor später gestellt, doch dieser sei «ganz neutral» geblieben. Das ist starker Tobak: Ein Betrüger schwärzt als Kronzeuge im Fernsehen seinen Doktorvater an. Offenbar glaubte Moderator Brotz die Geschichte selber nicht so recht. Jedenfalls hakte er nicht nach, als Christoph Mörgeli die happigen Anwürfe auf dem «heissen Stuhl» der «Rundschau» empört von sich wies.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* hatte die «Rundschau» bereits im letzten Herbst, als es durch den *Tages-Anzeiger* mit der «Affäre Mörgeli-Condrau» zum Eklat kam, mehrere betroffene Doktoranden mit den Vorwürfen

konfrontiert. Die Dissertationen waren ein Streitpunkt in einem geheimen Bericht der Universität Zürich, der dem *Tagi* zugespielt worden war. Damals nahm kein Medium diesen Aspekt auf. Tatsächlich handelt es sich um einen Nebenschauplatz der Affäre, der allerdings kein gutes Licht auf Mörgelis Gegenspieler wirft: Professor Flurin Condrau, in dessen Umfeld die Staatsanwaltschaft auch die Informanten des *Tages-Anzeigers* vermutet. Der Zwist um die Dokortitel passt zur Mobbing-These.

Als Condrau Anfang 2011 sein Amt als Direktor des Medizinhistorischen Institutes antrat, weigerte er sich, die medizinischen Doktoranden seines Vorgängers Beat Rüttimann zu übernehmen. Doktor Condrau, der selber zwar nie eine Habilitationsschrift verfasst und gemäss Nachforschungen der *Weltwoche* auch nie einen Studierenden zur Doktorreife gebracht hatte, waren die Ansprüche am Institut angeblich zu tief. Als Titularprofessor durfte Mörgeli Doktoranden nur unter der Oberaufsicht des Institutsleiters betreuen. Doch Condrau weigerte sich sogar, neue Kriterien zu definieren. Bald boykottierte er jede Zusammenarbeit mit Kollega Mörgeli (*Weltwoche* Nr. 39/12).

Standards klar erfüllt

Nun liegt es im Ermessen eines Institutsleiters, seine eigenen Qualitätsansprüche an Dissertationen einzubringen. Die Spielregeln völlig umzukrempeln für jene, die bereits mitten in der Dissertation stecken, verstösst indes gegen Treu und Glauben. Notfallmässig wurde deshalb Rüttimann aus der Pension zurückgegeben und mit der Oberaufsicht der anhängigen Doktoranden betraut. Allerdings mussten die Arbeiten bis Januar 2012 abgeschlossen sein.

Rüttimann und Mörgeli pakteten, soweit möglich, die Dissertationen unter dem willkürlichen Zeitdruck und mit viel Einsatz durch. Rund ein Dutzend angehende Ärzte erreichten das Ziel, ebenso viele blieben auf der Strecke. Mörgeli räumt ein, dass dabei auch Arbeiten durchgingen, die «nicht überragend» gewesen seien, die für Mediziner geltenden Standards aber klar erfüllt hätten.

Die «Rundschau» qualifizierte ein Dutzend Mörgeli-Dissertationen als ungenügend. Konkret gezeigt wurden aber nur zwei Arbeiten – und zwar just solche, die unter dem unnötigen und willkürlich verordneten Zeitdruck abgeschlossen wurden. Die Verantwortung dafür trägt vor allem einer: der mittlerweile selber freigestellte Institutschef Condrau. ○

Titel und Kittel

Die Diskussion um die Doktoren der Medizin lenkt nur ab: Der eigentliche Titel-Wildwuchs findet in den Fachhochschulen statt, wo Hauswarte zu «Facility-Managern» werden und Clowns einen Master-Abschluss bekommen. *Von Peter Keller*

Wer in der Schweiz zum Arzt geht, geht zum «Doktor». Das ist in uns drin von Kindesbeinen an. Ob Keuchhusten, Masern oder Armbruch: Die Mutter nimmt den Kleinen und geht mit ihm zum Doktor, der heute in vielen Fällen eine Frau Doktor ist.

In der Praxis angekommen, geht's ins Wartezimmer, wo die Promotionsurkunde des Hausarztes an der Wand hängt wie früher in frommen Haushalten das Marienbild in der Stube. Dann wird der Patient ins Untersuchungszimmer gerufen. Noch immer ist kein Doktor zu sehen. Nach ungewissen Minuten geht die Türe auf, und der weisse Ritter betritt den Raum. Das Warten gehört zur psychologischen Strategie. Kaum ein Berufsstand versteht es, sich so zu inszenieren wie die Ärzte.

Titel und Kittel sind die halbe Miete eines Mediziners. Allein die vertraute Erscheinung sorgt in vielen Fällen für Linderung der Wehwehen. Dr. Placebo heisst der erfolgreichste Arzt. Dass der Dokortitel selbst wenig über die medizinischen Fähigkeiten eines Arztes aussagt, scheint der breiten Bevölkerung erst jetzt zu dämmern. Der von der «Rundschau» auf Christoph Mörgeli gemünzte Skandal um angebliche Billig-Dissertationen macht in Wahrheit ein allgemeines Phänomen sichtbar: Der Aufwand für einen Dr. med. lässt sich mit demjenigen für die Semesterarbeit eines Historikers vergleichen. Wichtig für die Qualifikation eines Arztes ist das viel anspruchsvollere Staatsexamen. Der nachgereichte Dokortitel sorgt bloss für die gewünschte Aussenwirkung.

Die Diskussion um die Doktoren der Medizin lenkt vom eigentlichen Titelwildwuchs ab: Seit der Einführung von Fachhochschulen wimmelt es von Master-Titeln und Bachelor-Abschlüssen. An der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) lässt sich beispielsweise in drei Semestern ein Master in «Facility-Management» erwerben – eine aufgeblasene Berufsbezeichnung für eine Mischung aus Hauswart und Hausverwalter.

Ganze Berufszweige und Ausbildungen wurden akademisiert. So bietet das Theater von Clown Dimitri im Tessin seit ein paar Jahren einen «Master of Arts in Theatre» an. Als Voraussetzungen für das Studium nennt die Website: «gute Allgemeinbildung, hohe physische Belastbarkeit, kreative Fähigkeiten und Neugier sowie Interesse am Menschen und gesellschaftlichen Prozessen». Ein Clown mit Master-Abschluss – wenigstens die unfreiwillige Komik scheint gewährleistet zu sein.

Folgenreicher ist die Akademisierung bei den pädagogischen Berufen. Neu müssen Primarlehrerinnen und Primarlehrer wissenschaftlich arbeiten. Mit welchem Nutzen? Im Zentrum der Ausbildung sollte die Fähigkeit zum Unterrichten stehen. Als der Kanton Nidwalden kürzlich die Zeugnisnoten ab der dritten Klasse wieder einführt, klagten einzelne Schulvorsteher und Lehrervertreter, man müsse die Lehrer «nachqualifizieren»: Sie hatten nicht mehr gelernt, mit Noten zu arbeiten. Dafür dürfen sie sich «Bachelor of Arts in Pre-Primary and Primary Education» nennen.

Ähnlich sieht es in den Gesundheitsberufen aus. Der Mangel an einheimischem Spitalpersonal ist mehrheitlich selbstverschuldet: Nichts geht mehr ohne Matura und Fachhochschulabschluss. Die Akademisierung schreckt fähige junge Leute ab, die vielleicht nicht den schulischen Rucksack, aber praktische und menschliche Voraussetzungen mitbringen. Oder wie es ein Ostschweizer Spitaldirektor ausdrückte: Auch mit Fachhochschulabschluss werden Pflegefachpersonen den Patienten ab und zu den Hintern abwischen müssen. «Nur darf man das nicht laut sagen.»

Die unnötigen bis sinnlosen Hürden führten dazu, dass die Schweiz nicht annähernd genug Personal für die Spitäler auszubilden vermag. Also importiert man die Leute aus

dem Ausland und diskriminiert indirekt den eigenen Nachwuchs.

Professor Saxofon

Wenn aus Berufsleuten plötzlich Hochschulabsolventen werden, müssen ihre Ausbildner nachziehen. So werden aus einfachen Dozenten plötzlich Professoren. Gestern noch Instrumentallehrer, heute schon Professor Saxofon an einer der Hochschulen für Künste. Oder das Beispiel der früheren Grünen-Nationalrätin Katharina Prelicz-Huber, die an der Luzerner Hochschule für Soziale Arbeit eine Professur erhielt – ohne Matura, ohne universitäre Ausbildung und ohne wissenschaftlichen Ausweis (*Weltwoche* Nr. 10/2011).

Das ist kein Einzelfall. Die inflationäre Vergabe von Professorentiteln hat bei Fachhochschulen System. So wimmelt es bei den Stabsstellen von Professorinnen und Professoren, die allein durch ihre höhere Verwaltungstätigkeit den Titel verliehen bekommen. Reglements-konform: Unter «2. Ausnahmen» ist zu lesen, dass Hochschulangehörige, «die nicht alle Anforderungen erfüllen», den Professorentitel tragen dürfen, wenn sie die Hochschule «in leitender Funktion nach aussen vertreten». Praktischerweise stammen solche Reglements von jenen Personen, die dann selber von dieser seltsamen Vergabepolitik profitieren. ○



Master in «Facility-Management»: Hauswart.

«Auch die Aktionäre sind ‹Abzocker›»

Tiefere Chefgehälter, höhere Mindestlöhne, mehr AHV für alle: Die Schweizer Gewerkschaften kämpfen an vorderster Front für Gleichheit. Ihr Vordenker ist Daniel Lampart, der Chefökonom des Gewerkschaftsbundes. *Von Markus Schär*

Herr Lampart, Ihr Vorgänger Beat Kappeler zählt heute zu den wichtigsten liberalen Stimmen des Landes, Ihr Vorgänger Serge Gaillard sorgt für solide Bundesfinanzen. Was ist Ihr Karriereziel?

Oh, das ist für mich nicht wichtig. Ich habe eine wunderbare Arbeit.

Bis zur Pensionierung?

Ich dachte nie in meinem Leben weit voraus. Ich schaute immer, dass ich machen konnte, was ich gerne tat und wichtig fand. Dieses Glück hatte ich oft und habe ich jetzt.

Sie haben einen guten Ruf als Ökonom.

Danke schön.

Können Sie bei allem, was Sie für den Schweizerischen Gewerkschaftsbund (SGB) vertreten müssen, noch in den Spiegel schauen?

Sicher. Ich musste noch nie etwas sagen, was ich nicht sagen wollte. Wir können beim SGB viele Analysen machen, darauf stützen wir unsere Politik. Schauen Sie unsere Arbeit an: Die Projekte sind ökonomisch sauber fundiert – da geben wir uns Mühe.

Sie kämpfen mit rationalen Argumenten, nicht mit populistischen Slogans. Deshalb sind Sie auch gegen die ‹Abzocker›-Initiative eingetreten und haben laut Tages-Anzeiger sogar ‹ein wahres Feuerwerk von Nein-Argumenten gezündet›.

Der SGB beschloss ja Stimmenthaltung. Es ist falsch, die Aktionärsdemokratie zu stärken. Auch die Aktionäre sind ‹Abzocker›: Sie nahmen in den letzten Jahren einen grossen Teil des Kuchens für sich. Das Geld müsste zu den Beschäftigten fliessen, vor allem zu jenen mit einer Lehre: Sie leisten den wichtigsten Beitrag, dass es uns in der Schweiz so gut geht. Von 2002 bis 2010 stiegen aber ihre Löhne nicht – daran ändert auch die Minder-Initiative nichts.

Welche Schlüsse ziehen Sie aus dem Abstimmungsergebnis?

Ich spürte in vielen Gesprächen die Wut der Leute: Dieses Signal müssen wir sehr ernst nehmen. Die Minder-Initiative löst die wahren Probleme nicht. Deshalb braucht es Massnahmen, die dem Unmut im Volk wirklich gerecht werden.

Glauben Sie also – wie die triumphierende Sozialdemokratische Partei (SP) – auch an den angeblichen Trend zu mehr antiliberaler Gleichmacherei?

Wieso antiliberal? Es gibt im Liberalismus ganz verschiedene Strömungen. John



«Ich spürte die Wut der Leute»: Ökonom Lampart.

Stuart Mill als einer seiner wichtigen Denker sagt gerade, die Chancengleichheit, also auch ein sozialer Ausgleich, sei eine Grundbedingung des Liberalismus.

Also reden wir von Gleichmacherei, ohne Adjektive.

In der Realität beobachten wir doch das Gegenteil. Es ist unglaublich, wenn einige Manager das Doppelte bekommen, ohne dass sie einen Finger dafür krumm machen müssen, und gleichzeitig die Beschäftigten bei stagnierenden Löhnen über immer mehr Stress klagen. Da gibt es alarmierende Signale. Beispielsweise ergab eine Studie des Seco (Staatssekretariat für Wirtschaft), dass ein Drittel der Befragten häufig oder sehr häufig gestresst seien.

Vor achtzig Jahren hätten es in der Industrie noch alle gesagt. Ist dieses Gefühl des Gestresstseins nicht gerade eine Wohlstandserscheinung?

Nehmen Sie doch einfach ernst, was die Leute sagen. Wir sehen ein reales Malaise. Ich erfahre es, wenn ich mit unseren Mitgliedern rede. Seit der Finanzkrise hat der Druck vor allem in der Exportwirtschaft noch mehr zugenommen, das ist eine ungesunde Entwicklung.

Trotzdem ist diese Stimmung schwer zu erklären. Die Ungleichheit der Einkommen und der Vermögen ist in wenigen Ländern so gering.

Da müssten wir die Statistiken genauer anschauen. In der Schweiz machen viele Junge eine Lehre, was nicht in die Lohnstatistik einfließt; in den meisten Ländern steigen sie dagegen mit schlechten Löhnen ins Erwerbsleben ein – das drückt den Durchschnitt. Die Schweiz fällt vor allem damit auf, dass die Tieflohne nicht gesunken sind. Das ist gerade den Gewerkschaftskampagnen zu verdanken, vor allem der Kampagne: «Keine Löhne unter 3000 Franken». Im Gastgewerbe stieg der tiefste Lohn von 2340 Franken im Jahr 1998 auf heute 3400 Franken, und zwar mal dreizehn. Das ist ein grosser Fortschritt – aber wir haben hart dafür gekämpft.

Das machen die Gewerkschaften seit je, aber früher pragmatisch und jetzt radikal. Ihre Website strotzt von Aufrufen für politische Kampagnen. Wollen Sie die SP beim Überwinden des Kapitalismus überholen?

Danke, dass Sie uns als aktiv wahrnehmen. Wir setzen uns für gerechte Verhältnisse ein, vor allem für die Normalverdienenden. Aber wir haben kein parteipolitisches Programm, ich unterscheide strikt zwischen der Arbeit für die Gewerkschaft und jener für eine Partei.

Die Schweizer Gewerkschaften stützten bisher die marktwirtschaftliche Ordnung.

Wir leben in einer kapitalistischen Marktwirtschaft, und wir müssen schauen, dass

es unseren Leuten in dieser Ordnung möglichst gutgeht. Das ist unser Auftrag.

Aber wollen Sie dieses System jetzt auch überwinden?

Nein, das steht nicht in unseren Statuten. Wenn wir eines Tages zum Schluss kommen, dass es unseren Leuten besser ginge, wenn wir den Kapitalismus überwinden, dann können wir dieses Ziel anstreben.

Aber die Politik, die Sie gegenwärtig betreiben, ist sozialistische Gleichmacherei.

Was meinen Sie konkret?

Sie wollen Löhne vorschreiben: Mindestlöhne, Maximallöhne. Das endete bei den volkseigenen Betrieben der DDR unselig.

Nein, überhaupt nicht.

Bei der 1:12-Initiative der Juso waren Sie skeptisch, jetzt sind Sie dafür. Das ist doch reiner Populismus.

Die Regel, dass niemand in einem Unternehmen im Monat mehr verdienen soll als der am schlechtesten Bezahlte in einem Jahr, würde tatsächlich mit den Lohnexzessen aufräumen. Wir müssen die Löhne jetzt beschränken, um das Modell Schweiz zu erhal-

«Wir müssen die Löhne jetzt beschränken, um das Modell Schweiz zu erhalten.»

ten: Wir sollten die Exzesse im Ansatz bekämpfen, damit sie sich nicht auch in den mittleren Betrieben verbreiten.

Aber als Ökonom sehen Sie doch, dass diese Zwangsmassnahme nicht funktioniert.

Warum nicht?

Einerseits gibt es Schlupflöcher. Die Unternehmen können die Tieflohn- und die Höchstlohnbereiche auslagern.

Die Tieflohnbereiche sind schon ausgelagert: Kein grosses Unternehmen führt noch eine Kantine oder sorgt selber für die Reinigung. Und bei den Hochlohnbereichen bekommen die Firmen nur schon mit den Steuerbehörden Probleme. Wenn das Volk diese Initiative annimmt, dann muss der Gesetzgeber dafür sorgen, dass so etwas nicht stattfindet – harte Vorschriften umzusetzen, führt immer zu interessanter Arbeit im Parlament.

Andererseits droht die Abwanderung vieler Unternehmen.

Wir sollten mit diesem Argument nicht übertreiben. Ich habe die Biografien von Millionenverdienern angeschaut, beispielsweise bei den Kantonalbanken oder auch bei grossen Industriebetrieben: Sie sassen vorher in den Geschäftsleitungen und verdienten einen Drittel, sie wollten einfach Chef werden, und das können sie ja bleiben. Weshalb soll ein Unternehmen wegziehen, nur weil der Chef etwas weniger verdient? Die anderen Standortvorteile der Schweiz gelten ja weiterhin.

Sie wollen deshalb, dass der Staat nicht nur die Maximallöhne vorschreibt, sondern auch die Mindestlöhne: Ihre Initiative, über die das Volk wohl nächstes Jahr abstimmt, fordert einen Mindestlohn von 22 Franken in der Stunde, also 4000 Franken im Monat. Sie geben damit doch zu, dass die Gewerkschaften in den Tieflohnbranchen so schwach sind, dass sie selber nichts erreichen.

Nein, es gibt einfach Branchen entweder ohne Organisation der Arbeitgeber oder mit renitenten Arbeitgebern, die sich gegen den Gesamtarbeitsvertrag sperren. Wie wollen Sie da einen GAV abschliessen? Da braucht es Hilfe vom Staat.

Sie beklagen, dass 10 Prozent der Leute für einen Tieflohn arbeiten müssen. Aber Sie verschweigen, dass der Tieflohn statistisch definiert wird: Ein Schweizer Tieflohn ist höher als der Durchschnittslohn in den meisten anderen Ländern.

Da drücken Sie sich etwas drastisch aus. Es gibt einfach internationale Definitionen: Was unter zwei Dritteln des mittleren Lohnes liegt, ist ein Tieflohn.

Eben. Also wird es, ausser in einer Gesellschaft, in der alle den gleichen Lohn haben, immer Tieflohne geben.

Das stimmt nicht. In der Schweiz liegt der mittlere Lohn bei rund 5900 Franken, zwei Drittel davon sind knapp 4000 Franken. Das ergibt eine breite Spanne, nicht gleiche Löhne für alle. Und Tieflohne darunter muss es gemäss Statistik nicht geben.

Der SGB erzählt viele Geschichten von Drogistinnen oder Polymechanikern, die seit Jahren für Tieflohne arbeiten müssen. Aber offenbar arbeiten sie aus freiem Willen und kommen mit ihren Löhnen durch.

Sie müssen ja arbeiten, und sie arbeiten meist auch gerne. Aber ihr Einkommen genügt nicht. Ich kenne solche Leute, und ich finde es empörend, dass jemand, der eine Lehre gemacht hat, in Zürich nicht von seinem Lohn leben kann.

Es war nur eine kurze Episode in der Geschichte, und erst noch auf Westeuropa und Nordamerika beschränkt, dass der Lohn eines Facharbeiters für die Familie reichte. Das war die grosse Zeit der Gewerkschaften – sie ist vorbei.

Wir reden von 143 400 Leuten in der Schweiz, die trotz Lehre weniger als 4000 Franken verdienen. Das reicht nicht nur für eine Familie nicht, in Zürich müssen Sie damit auch mit einem Einpersonenhaushalt jeden Franken umdrehen.

Das Problem ist doch, dass es aufgrund der Globalisierung seit zwanzig Jahren doppelt so viele Arbeitskräfte mit diesen Qualifikationen gibt. Da kommen die Löhne leider unter Druck.

Nein, die Tieflohne finden Sie ja nicht in den exportorientierten Branchen, die im globa-

len Wettbewerb stehen. Die Leute, die in der Bank einen guten Lohn verdienen, gehen nachher ins Restaurant, zum Coiffeur oder ins Fitnesscenter, wo die Beschäftigten mit Tieflohnen arbeiten. Das hat mit dem Weltmarkt nichts zu tun.

Doch. Es geht der Schweiz so gut, weil die Exportindustrie und der Finanzplatz eine so hohe Wertschöpfung erzielen. Daneben gibt es aber im Binnenmarkt viele Arbeiten, die im internationalen Vergleich nicht 22 Franken in der Stunde wert sind.

Das sehe ich nicht so. Nehmen Sie als Beispiel den Schuhhandel. Als Kind gingen Sie wohl noch mit ihren Eltern in den Schuhladen um die Ecke, heute gibt es fast nur noch grosse Schuhgeschäfte von Ketten. Da kam es zu gewaltigen Produktivitätsgewinnen, die Besitzer scheffelten Milliarden. Ich sehe nicht ein, weshalb die Produktivitätsgewinne nicht wie in anderen Branchen an die Leute weitergegeben werden.

Wenn Sie diese Löhne weiter verteuern, leiden die Exportbranchen noch mehr unter den hohen Schweizer Kosten.

Die Preise von Schuhen oder Kleidern steigen nicht, wenn die Verkäuferinnen etwas mehr verdienen. Die Margen sind so hoch: Irgendwoher kommen die Milliarden der Besitzer.

Wenn eine Arbeit nicht 22 Franken in der Stunde wert ist, wird die Stelle einfach wegrationalisiert. Sie vernichten also Tausende von Jobs im Detailhandel und im Gastgewerbe.

Die Arbeitgeber rationalisieren unabhängig von den Personalkosten. Wenn wir die Löhne anheben, braucht es auch weniger Jobs. Viele Leute gehen morgens noch Zeitungen austragen oder abends Büros putzen: Wenn sie in ihrem Hauptberuf mehr verdienen, können sie diesen Nebenerwerb aufgeben. Darum steigt in den Studien die Arbeitslosigkeit wegen der Mindestlöhne nicht.

Alles in allem sind wir uns doch einig: Die Schweiz ist ein Erfolgsmodell, gerade dank ihrem liberalen Arbeitsmarkt.

Ein schlechter Arbeitnehmerschutz ist nicht liberal.

Der SGB und die SP tun alles, um diesen Erfolg zu demontieren. Wohin Ihre Rezepte führen, lässt sich beispielsweise in Frankreich besichtigen.

Ich sehe mit grosser Sorge, wie das Beispiel Frankreich missbraucht wird, das ist völlig tendenziös. Die Arbeitslosigkeit ist in der Schweiz nicht wegen des vergleichsweise wenig regulierten Arbeitsmarktes tief. Der Zusammenhang ist umgekehrt: Der schlechte Arbeitnehmerschutz stört die Leute nicht, solange die Arbeitslosigkeit tief

ist. Wenn ihnen der Job nicht passt, können sie dem Chef sagen: «Blas mir in die Schuhe.» Das ging bis Ende der achtziger Jahre in der Schweiz erstaunlich gut, ich erlebte es bei vielen Hilfsarbeiterjobs selber. Aber es hat sich seit den 1990er Jahren mit der höheren Arbeitslosigkeit völlig geändert. In einer solchen Situation muss man eingreifen. Die Studien zeigen, dass ein besserer Arbeitnehmerschutz nicht zu mehr Arbeitslosigkeit führt, sogar jene der OECD, die bisher auf Abbau des Schutzes drängte.

Die Schweizer, die Ihren Parolen folgen, sehen einfach nicht, wie gut es ihnen geht.

Natürlich war das Bruttoinlandprodukt der Schweiz noch nie so hoch. Aber was nützt Ihnen das, wenn Sie im Detailhandel von morgens um sieben bis abends um acht Uhr Gestelle auffüllen müssen, mit einer verordneten Mittagspause, ob es Ihnen passt oder nicht, und dafür nicht einmal 4000 Franken verdienen?

Es geht auch diesen Leuten so gut wie noch nie in der Geschichte und vor allem so gut wie niemandem sonst auf der Welt.

Das ist nicht die Frage. Die Leute sehen, dass ihr Betrieb Geld verdient wie noch nie und dass für sie davon nichts abfällt, obwohl sie auch ihren Beitrag leisten. Es ist nicht mehr als fair, dass alle ihr Stück vom Kuchen bekommen. ○



FM 93.6
RADIO 10 DIE WELTWOCH

ROGER G E G E N ROGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM HOTEL SEDARTIS AN DER BAHNHOFSTRASSE 15/16 IN 8800 THALWIL
8. APRIL 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO10.CH](mailto:tickets@radio10.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

hotel sedartis
for business, culture and fine food





1945

«Peace for our time»

Die Alliierten haben den Krieg in Europa gewonnen. Falscher Optimismus wie nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ist aber nicht angebracht. Gefragt ist ein Geist der Ehrlichkeit – auch für neutrale Staaten wie die Schweiz. *Von Karl von Schumacher*

Als 1938 Chamberlain mit dem wohlgefalteten Schirm und einem zerknitterten Wisch von seinem Besuch bei Hitler zurückkehrte, um den zu seiner Landung herbeieilenden Menschenmengen halb triumphierend und halb erschrocken zu erklären: «Das bedeutet *peace for our time*», meinte der klarsehende Churchill: «England hat sich vor die Wahl gestellt gesehen, zwischen einem Krieg und der Erhaltung seiner Ehre zu wählen, es hat sich für den Verlust seiner Ehre entschieden, aber es wird trotzdem um den Krieg nicht herumkommen.»

Wie so oft, behielt Churchill und nicht der überängstliche Chamberlain recht. Heute, nachdem der unzulängliche, wenn auch wohlmeinende Chamberlain tot und schon halb vergessen ist; heute, nachdem der von Churchill vorausgesehene Krieg nicht nur eingetroffen, sondern zu einem guten Teil dank dem Mut des britischen Premiers auch für England siegreich zu Ende geführt worden ist, stellt man sich unwillkürlich wieder die Frage: «Ist nun endlich die Zeit gekommen, wo man mit Fug behaupten kann, nun sei wirklich der Welt die *peace for our time* gesichert?»

Leider kann man diese Frage nicht einfach bejahen. Man wird sie wohl nie unbedingt bejahen können, solange es überhaupt Menschen gibt. Es handelt sich eben nicht um eine einfache Frage, sondern um eine Alternativfrage. Und in dem Sinn hat sie eigentlich Churchill schon bejaht, als er 1938 meinte, England habe sich praktisch schon für den Krieg entschieden, als es sich für den Verlust seiner Ehre entschloss. Das bedeutet auf heutige Verhältnisse angewendet, dass fraglos mit einer Sicherung des Friedens für absehbare Zeit zu rechnen ist, wenn wirklich die zuständigen Staatsmänner den Mut haben, den Dingen kühn ins Auge zu blicken und damit von vornherein eine Entwicklung zu verhindern, wie diejenige, die in den Jahren zwischen 1934 und 1939 in einer selbst für Blinde noch spürbaren Form den Krieg vorbereitete.

Wohl selten ist ein Kriegsende mit weniger Illusion begrüsst worden als eben jetzt das Ende des zweiten Weltkrieges in Europa. Die Besiegten sehen sich entmachtet und vielleicht sogar in ihrer Substanz bedroht. Die Neutralen werden in Moskau und selbst in San Francisco beschimpft. Und selbst die Sieger

scheinen sich ihres Sieges nur halb zu freuen. Sie spüren, dass mit dem Sieg zwar Entscheidendes errungen worden ist, sie wissen aber genau, dass für sie noch unendlich viele Schwierigkeiten zu überwinden bleiben, ehe sie wirklich werden sagen können, sie seien über dem Berg. [...]

Mut zur Wahrheit

Nichts liegt uns ferner, als die Gegensätze vertuschen zu wollen, die heute, während noch der Sieg gefeiert wird, schon die Zukunft wie-



Frieden: Aktrice Liliane Bert am 8.5. 1945 in Paris.

der verdüstern. Aber wir glauben trotz allem, es ist unendlich viel besser, wenigstens diese Gegensätze zu sehen, als, wie es 1918 geschah, von einem falschen Optimismus verblendet, einfach vom Frieden auch schon die Heraufkunft eines goldenen Zeitalters zu erwarten. Wir haben an dieser Stelle immer wieder versucht, unsern Lesern klar zu machen, dass die Welt auch im besten Fall kein Paradies sein kann. Wir wollen auch heute in der Stunde des grossen alliierten Sieges in Europa von dieser Haltung nicht abgehen. Aber dieser Mut zur Wahrheit bedeutet noch lange keinen Pessimismus. Er bedeutet vor allem keinen defätis-

tischen Pessimismus, der jedem ein steriles Sichgehenlassen empfiehlt, weil ja doch angeblich auf dieser Welt nichts Gutes mehr zu erwarten ist.

Wir glauben vielmehr, dass, was der Welt und Europa in der Stunde des Sieges am meisten frommt, der klarsehende, mutige und kämpferische Optimismus eines Churchill ist, der in einer der dunkelsten Stunden der britischen Geschichte nichts davon wissen wollte, sich vom falschen Optimismus eines Chamberlain täuschen zu lassen. Was wir am Churchill von damals am meisten bewundern, ist der Mut, mit dem er zu gestehen wagte, England habe, um einer Gefahr zu entgehen, sich für den Verlust seiner Ehre entschieden; aber auch dieser Verzicht werde es nicht vor dem Krieg retten.

Vor Unglück verschont

Nur solcher Geist höchster Ehrlichkeit gegen sich selbst kann uns heute helfen. Er ist für alle Völker nötig; für die Sieger, die er allein vor falscher Überheblichkeit bewahren kann. Er ist notwendig auch für die Besiegten, die, wenn sie sich endlich wieder aufrichten wollen, um keinen Preis sich dem falschen Mythos einer Dolchstosslegende verschreiben dürfen. Er ist aber auch bitter notwendig für die Neutralen, die so sehr und so leicht dazu neigen, sich nur darum für besser und auserwählter als andere zu halten, weil sie vor Unglück verschont geblieben sind und weil sie ein wenig, meistens nur sehr wenig, zur Linderung des Unglückes in der Welt beigetragen haben.

Wenn am Tage des Sieges dieser Geist der Ehrlichkeit wach wird und in die kommenden Zeiten hineinleuchtet, dann erst dürfen wir hoffen, dass das einst so verhöhte Wort Chamberlains wahr werden wird, der voller guter Absichten war, dem es aber immer an Mut und Einsicht fehlte, um sein schönes Programm zu verwirklichen: «*Peace for our time*.»

Dieser Text erschien als Kommentar auf der Titelseite der *Weltwoche*-«Friedensnummer» vom 11. Mai 1945.



«Mucho Gusto» in Valencia

Spanische kulinarische Tradition und Moderne in der unbekannteren Bekannten – von Donnerstag, 12. September, bis Sonntag, 15. September 2013.

Entdecken Sie Valencia, mit Fokus auf das reichhaltige kulinarische Angebot. Sie geniessen ausgezeichneten Jamón Ibérico de Bellota und exquisite Weine der Region. In «La Albufera» erfahren Sie mehr über den Anbau von Paella-Reis und degustieren ihn als «Paella valenciana» bei einem Bootsausflug. Auf dem «Mercado Central» erwartet Sie ein üppiges Angebot an frischem Fisch, Gemüse und Früchten, die Ihnen molekular zubereitet oder traditionell bei einem Tapas-Kurs gereicht werden. Sie lernen die phänomenale Baukunst von Calatrava kennen und geniessen danach einen Pica-Pica-Apéro direkt am Strand von Arenas.

Donnerstag, 12. 9. 2013

Ankunft am frühen Nachmittag, Transfer ins Hotel und Check-in. Danach Besteigung des Miguelete Turms mit wunderbarer Aussicht über die Stadt, mit anschliessendem Stadtrundgang mit einem Experten. Am Abend Geniessen des legendären Jamón Ibérico de Bellota mit ausgesuchten Weinen der Region im Restaurant «Palacio de la Bellota».

Freitag, 13. 9. 2013

Fahrt in den atemberaubenden Naturpark La Albufera. Mit den typischen *Barquitas* unternehmen Sie eine Bootsfahrt auf dem See des Naturschutzgebietes, beobachten seltene Vögel und erfahren mehr über den örtlichen Reisanbau. Danach Zubereitung einer original valencianischen Paella auf dem Boot und gemeinsamer Genuss

in der einmaligen Landschaft. Rücktransfer zum Hotel. Am Abend entführt Sie die aus dem Jahr 1836 stammende Bodega «Montaña» mit frisch zubereiteten Tapas und ausgesuchten Weinen in die Genusswelt der Region.

Samstag, 14. 9. 2013

Rundgang auf dem Mercado Central mit seinem überwältigenden Angebot an frischem Fisch, knackigem Gemüse, Gewürzen und saftigen Früchten. Danach privater Tapas-Kochkurs und Verzehr der selbstzubereiteten Kreationen. Anschliessend erfahren Sie bei einer geführten Tour durch die «Ciudad de las Artes y de las Ciencias» mehr über das Schaffen des spanischen Stararchitekten Calatrava. Zum Abschluss erwartet Sie am Abend ein Galadinner auf Michelin-1-Sterne-Niveau im Restaurant «La Sursucal».

Sonntag, 15. 9. 2013

Fahrradtour zum Strand von Arenas und Pica-Pica-Apéro zum Abschied. Am Nachmittag Abflug nach Zürich.

Spezielle Erlebnisse im Preis inbegriffen

- Private Stadtführung mit einem Experten
- 3 Abendessen in ausgesuchten Restaurants
- Paella-Mittagessen auf einer *Barquita*
- Privater Tapas-Kurs
- Ausflug ins Naturschutzgebiet La Albufera
- Geführte Tour durch die Ciudad de las Artes y de las Ciencias
- Pica-Pica-Apéro am Strand von Arenas

Weltwoche-Spezialangebot

Kulinarikreise für Weltwoche-Leser «Mucho Gusto» in Valencia

Donnerstag, 12. 9., bis Sonntag, 15. 9. 2013

Reisearrangement/Preis

Weltwoche-Abonnent/-in: Fr. 2930.–
 Nichtabonnent/-in: Fr. 3130.–
 Einzelzimmerzuschlag: Fr. 350.–
 Teilnehmerzahl: max. 16 Personen
 (Flüge mit Swiss)

Detailprogramm

Detaillierte Informationen zum Reiseprogramm finden Sie unter www.weltwoche.ch/platinclub

Anmeldung/Anmeldeschluss

Direkt bei Seventhaven:
info@seventhaven.ch
 oder Telefon 044 777 70 70
 Anmeldeschluss: 7. 6. 2013

Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Kulinarikreisen spezialisierte Boutique-Reiseagentur Seventhaven Switzerland Ltd. in Zürich, www.seventhaven.ch

www.weltwoche.ch/platinclub





«Rock the Ballet» Die neue Show

«Rock the Ballet» sorgt regelmässig für ausverkaufte Theater auf der ganzen Welt. Nun kommt die New Yorker Compagnie endlich mit ihrer neuen Show vom 16. bis 21. April 2013 ins Musical Theater Basel.

Angesichts des beeindruckenden Erfolges von mittlerweile fast 500 000 begeisterten Zuschauerinnen und Zuschauern weltweit und ausverkauften Tournées in Europa, Australien und Asien ist längst offensichtlich, dass Rasta Thomas und seine Bad Boys of Dance mit ihrer spektakulären Tanz-Show genau den Zeitgeist getroffen haben.

Nun kommen die Bad Boys of Dance mit der neuen Produktion des Ausnahmetalents Rasta Thomas, «Rock the Ballet», ins Musical Theater Basel zurück.

Die Truppe zeigt neue Choreografien und aussergewöhnliche Videoprojektionen zu den besten Rock- und Popsongs aller Zeiten und wird das Musical Theater Basel erneut zum Kochen bringen.

Neben den akrobatischen Höchstleistungen auf der Bühne gelingt den Tänzern dabei ein ganz besonderes Kunststück: gleichermassen Liebhaber des klassischen Balletts wie Popmusikfans zu begeistern.

«Dance at its best.»
The New York Times

«Die Show erobert die Welt im Flug.»
Sonntagszeitung

Profitieren auch Sie vom 16. bis 21. April 2013 von 25 Prozent Rabatt. Der Rabatt ist nicht mit anderen Vergünstigungen kumulierbar.

Weitere Informationen zur Show finden Sie unter: www.actnews.ch



Weltwoche-Spezialangebot

«Rock the Ballet»

25 % Rabatt auf verschiedene Vorstellungen vom 16. bis 21. April 2013: Di–Sa 20 Uhr, Sa: 15 Uhr, So: 15 und 19 Uhr

Tickets zu Vorzugskonditionen:

25 % Rabatt auf die nicht reduzierten Preise zwischen Fr. 45.– und Fr. 105.– (exklusive Vorverkaufs- und Bearbeitungsgebühr)

Veranstaltungsort

Musical Theater Basel

Bestellung

Per E-Mail unter ticket@actentertainment.ch oder über Telefon 061/226 90 03.
Stichwort: Platin-Club/Rock the Ballet

Veranstalter

www.actnews.ch

Offizieller Ticketverkauf

Tickets über www.actnews.ch oder an allen bekannten Vorverkaufsstellen von Ticketcorner.

www.weltwoche.ch/platinclub



«Mein Körper ist mein Ferrari»

Muskeln und Kraft bestimmen ein neues Schönheitsideal, dem Zehntausende immer jüngerer Männer in der Schweiz – und ein paar Frauen – nacheifern. Bereits 15-Jährige stählen ihre Körper regelmässig. Manche nehmen Muskeldrogen. Drei Jungbodybuilder erzählen. Von Franziska K. Müller und Anita Baumann (Bilder)



«Die Oberarme müssen dicker werden»: Michi Cecco, 22.

An der Fitnessbar sitzen zwei Jünglinge in Muskelshirts, der eine knabbert an einem Rosinenbrötchen, der andere schlürft einen Powerdrink. Im Hintergrund sind bunte Becher und riesige Plastikbehälter mit Proteinpulver, Nähr- und Vitalstoffen aufgebaut. Andere Gym-Mitglieder begrüßen einander mit *high five*. Man kennt sich. Es ist eine eingeschworene Gesellschaft, die sich im grössten Fitness- und Krafttrainingszentrum der Schweiz in Zürich Schlieren trifft, das Anfang November seine Türen öffnete. Auf 4000 Quadratmetern gibt es 200 Trainingsmaschinen, Freihanteln, Plattformen für Gewichtheber. Kathi Fleig, die Inhaberin des Unternehmens, sagt: «Bei uns wird nicht *gebildet*, sondern hart trainiert.»

«Stark macht schön». So lautet der Slogan des David Gym. Er stösst auf offene Ohren. Was früher eine Subkultur mit Vorbildern wie Arnold Schwarzenegger gewesen sei, habe sich in den vergangenen Jahren auch in der Schweiz zum Breitensport mit Tausenden von meist männlichen Anhängern entwickelt, sagt Fleig, die seit über zwanzig Jahren im Business tätig ist.

Die Statistiken bestätigen den Trend: Rund die Hälfte aller Schweizer Jugendlichen zwischen 15 und 24 Jahren betätigt sich mehrmals pro Woche sportlich. In dieser Altersgruppe sind die Männer deutlich aktiver als die Frauen, wie aus der Studie «Sport Schweiz» (2008) hervorgeht. Rund vierzig Prozent der Befragten trainieren in diesem Alter häufiger als in jüngeren Jahren, und als Motivation nennen die jungen Männer das «bessere Aussehen». Obwohl Schweizer Jugendliche nie sportlicher waren und zu den schlanksten weltweit gehören, ist nur eine verschwindende Minderheit zufrieden mit ihrem Körper, wie aus einer WHO-Studie hervorgeht.

Wie diszipliniert der Alltag abzulaufen hat, wenn man seinen Körper zum Kunstwerk machen will, wissen Michi, 22, David, 20, und Saveta, 24, die das Krafttraining auch als einen «umfassenden Lifestyle» bezeichnen.

Wie oft trainiert ihr, und wie sieht euer Programm aus?

Michi: Ich gehe fünfmal pro Woche ins Training und arbeite kurz, aber mit relativ schweren Gewichten. Beim Vierer-Split trainiert man jeden Tag eine andere Körperpartie. Das ist effizienter als das klassische Krafttraining, weil die einzelnen Muskelgruppen stärker gefordert werden, danach aber auch die nötige Trainingspau-

se erhalten, um auszuruhen beziehungsweise aufgebaut zu werden. Daneben trainiere ich dreimal pro Woche Ausdauer und Kondition.

Saveta: Zusätzlich zum Split-Training, das ich fünf- bis sechsmal pro Woche absolviere, halte ich mich mit Thaiboxen, Schwimmen und Schlittschuhlaufen fit. Zum regelmässigen Programm im Gym gehören zudem Bike, Laufbahn, Crosstrainer und Stepper.

David: Ich trainiere viermal pro Woche, jeweils eineinhalb Stunden. Ich laufe mich ein, mache leichte Kraftübungen und trainiere dann die einzelnen Parteien: Beine, Bauch, Rücken, Oberkörper und Arme. Rückschläge gibt es, wenn man aussetzt oder krank ist: Man verliert sofort an Gewicht und an Muskelmasse. Das ist ärgerlich. Die Muskeln müssen richtiggehend gehätschelt werden: Sie sind ein heikles Gut.

Was seht ihr heute, wenn ihr in den Spiegel blickt?

Michi: Ein Kunstwerk. Ich betrachte mich als eine Art Bildhauer am eigenen Körper. Ich blicke also in den Spiegel und denke: «Meine Schultern sehen toll aus, aber der Trizeps kann noch an Masse zulegen.» Ich bin in der glücklichen Situation, eine schöne Linie zu besitzen mit ausgeglichenen Proportionen und einer schmalen Taille. Das Gesamtbild ist perfekt, wenn Muskelmasse und -definition, die Proportionen miteinander harmonisieren und symmetrisch sind.

David: Meine breiten Schultern und der Brustkorb gefallen mir am besten.

Saveta: Ich erblicke Kraft und Schönheit. Heute stemme ich zwischen dreissig und siebzig Kilogramm.

Gab es ein Schlüsselmoment, um mit dem Training anzufangen?

Saveta: In der KV-Lehre habe ich überhaupt nichts mehr gemacht. Dann stand ich eines Tages vor dem Spiegel und gefiel mir nicht mehr. Dick war ich nicht, aber Bauch und Beine waren überhaupt nicht straff.

David: Vor zwei Jahren, da war ich achtzehn, befand ich mich in einer eher schwierigen Lebensphase. Der Anfang im Training war hart, in der Zwischenzeit konnte ich mir selbst beweisen, dass ich etwas erreichen kann, und auch der Zugang zu meinem Körper ist heute besser. Viele Gleichaltrige kompensieren mit dem Training auch Minderwertigkeitsgefühle: Als Kraftpakete positionieren sie sich in der Peergroup neu.

Und welche Stellen sind noch verbesserungswürdig?

Michi: Die Oberarme müssen dicker werden, und der Beinbeuger, das ist der sogenannte Beinbizeps, ist ebenfalls noch ausbaufähig.

Saveta: Ich habe einen grossen Po, den muss ich speziell trainieren, weil er sonst runtersackt.



«Sogar Nudeln und Konfitüre»: Saveta Milosevic, 24.

Früher ging man joggen oder machte einen Vita-Parcours: Könnt ihr über solche Aktivitäten nur lachen?

Michi: Wir trainieren zielorientierter. Joggen, Aerobic, Yoga und Pilates dienen eher dem Spass, der Beweglichkeit und vielleicht auch noch ein wenig der Kondition. Beim Krafttraining und beim Bodybuilding setzt man andere Prioritäten. Man will Muskeln aufbauen, und der Fettanteil soll niedrig bleiben. Dafür ist ein hartes, durchdachtes Programm erforderlich.

Klimmzüge und Bankdrücken sind von gestern?

David: Nicht unbedingt, aber solche Übungen bringen einfach nicht das, was wir wollen: die Gestaltung des eigenen Körpers mit dem Ziel, optimal – sprich perfekt – auszusehen.

Verbindet ihr mit einem gesunden Körper auch noch etwas anderes als Schönheit?

Saveta: Absolut. Dünn sein allein genügt uns nicht. Wir wollen das Gegenteil einer abgemagerten Schwachheit darstellen. Ich bin unter meinen Geschlechtsgenossinnen aber eher die Ausnahme. Bei achtzig Prozent aller Gym-Besucher mit Schwerpunkt Krafttraining handelt es sich um junge Männer. Die Frauen sind eher in den Gruppenkursen

anzutreffen: Sie wollen die Fitness steigern. Bei den Männern geht es in neunzig Prozent aller Fälle um die Optik, das heisst um den Muskelaufbau.

Seht ihr den Körperkult unter den jungen Erwachsenen im Zusammenhang mit den Ergebnissen einer WHO-Studie, die besagt, dass Schweizer Jugendliche ein negatives Selbstbild haben?

Saveta: Absolut. Egal, wie dünn sie sind, die Frauen finden sich zu dick, und die Männer finden sich zu schwächig. Woher das negative Body-Image kommt, wissen wir nicht, aber es ist sicher ein Grund, wieso Heerscharen von Jungen ins Training gehen. Man erhält beim Krafttraining auch einen Zugang zum eigenen Körper, merkt, dass man ihn verändern und gestalten kann. Das gibt einem einen speziellen Kick.

Sind die Männer heute eitler als die jungen Frauen?

David: Was den Körper angeht, auf jeden Fall. Die Männer sind stark auf ihr Äusseres fixiert, das sehe ich auch in meinem Kollegenkreis. Dass alle ins Gym rennen und hart trainieren, hat auch mit den erhöhten Ansprüchen der Frauen zu tun. Es ist ein richtiggehendes Diktat. In der Jugendzene gelten die inneren Werte nichts, weil

«Wer nicht super aussieht, hat beim weiblichen Geschlecht nicht den Hauch einer Chance.»

es um Selbstbestätigung und Sex geht. Wer nicht super aussieht, hat beim weiblichen Geschlecht nicht den Hauch einer Chance, übrigens auch nicht bei jenen Girls, die nicht so gut in Form sind. Vielleicht ändert sich das mit dem Alter, weil man als Dreissigjähriger andere Prioritäten hat.

Vor zehn Jahren sprach man von den metrosexuellen Männern, die beinahe androgyn und sehr gepflegt waren: Sind die von der Bildfläche verschwunden?

David: Die gibt es immer noch, sie sind einfach extremer unterwegs als früher. Die machen aus der Magerkeit einen Kult und sind der Gegentrend zu uns: Sie tragen wattierte Moncler-Jacken, hautenge Hosen und eine sogenannte *Züri*-Frisur, das ist eine Glatze mit einem schräggestellten Haarkamm in der Mitte. Manche zupfen sich die Augenbrauen, gehen sogar in die Maniküre und in die Pediküre. Um das Fitnesszentrum machen sie normalerweise einen grossen Bogen.

Seht ihr euch als Subkultur?

David: Auf gar keinen Fall. Das Krafttraining galt bis in die achtziger Jahre hinein als Subkultur, und die Bodybuilder waren gesellschaftliche Aussenseiter. Die heutigen Jungen wollen auf keinen Fall wie Sylvester Stallone aussehen. Das Ideal ist heute von

Vorbildern beeinflusst, die im Mainstream verankert sind und aus der Werbung und dem Showbiz stammen: Sogar ein Gentleman wie James Bond muss heute unter dem Massanzug einen tollen Body vorweisen können. In-Marken wie Abercrombie & Fitch oder Hugo Boss bestimmen den Trend. In diesen Werbekampagnen sind die Jünglinge schlank, haben aber einen tollen, ausdefinierten Oberkörper und ebensolche Oberarme. Das Sixpack wird bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gezeigt.

Michi: In diesem Sinn geht es im Trainingsalltag für die meisten nicht unbedingt um Kondition: Die grosse Mehrheit der jungen Männer will unbedingt Muskeln zulegen, oder sie wollen gute Kampfsportler werden. Meist wollen sie alles miteinander, das ist keine gute Idee, denn es führt in ein Übertraining, das nichts mehr bringt.

Aus Amerika stammen bereits entsprechende Wettkampfklassen: Zeigt dies, dass sich ein Beauty-Ideal durchsetzen konnte?

Michi: So ist es. Beim Classic Bodybuilding handelt es sich um eine Wettkampfklasse, die wenig mit dem ursprünglichen Bodybuilding zu tun hat. Das Augenmerk liegt auf dem Oberkörper und den Beinen. Bei den Frauen gibt es die neue Bikini-Klasse: breite Schultern, eine ganz schmale Taille und schön definierte Waden sind gefragt. Neu sind bei den Frauen die runden Formen.

Seht ihr anderen eigentlich auf einen Blick an, ob sie in Top-Form sind oder nicht?

Saveta: Absolut, das lässt sich gar nicht vermeiden, und die Schwachstellen sind in bekleidetem Zustand durchaus zu erkennen. Auch bei Gleichaltrigen zoomte ich genau und automatisch auf die Fehler. Das finde ich gar nicht gut, kann es aber nicht ändern. **Michi:** Jene, die sich in ihren Körpern wenig wohl fühlen, erkenne ich daran, dass sie sich hinter teuren Kleidern verstecken und mit Statussymbolen und anderem Schnickschnack tricksen. Wir zeigen lieber mehr Haut: weil wir es uns erlauben können.

Würdet ihr euch als Puristen unter den Sportfreaks bezeichnen?

Michi: Das ist richtig. Für uns ist es entscheidend, wie wir aussehen, wenn wir nackt dastehen, also so, wie uns der liebe Gott geschaffen hat.

Saveta: Das Gros der jungen Frauen trainiert ja nicht oder nicht ernsthaft genug. Die meinen, wenn sie eine Tonne Schminke auftragen und mit dem Gucci-Täschli durch die Gegend stolzieren, seien sie schön. Wir sagen: Das ist ein Trugschluss, denn ob jemand wirklich sexy und toll aussieht, zeigt sich erst, wenn er oder sie ohne Kleider dasteht. Dann schlägt die Stunde der Wahrheit.

Bei euch hängen keine Labels im Schrank?

David: Ich besitze einen Gucci-Gürtel. Daran erkennt man, dass ich ein Anfänger bin.



«*Trainingsüchtig*»: David Willi, 20 (M.).

Saveta: Solche Sachen habe ich nicht nötig, das Geld gebe ich lieber für Proteinpulver aus. Ich stehe auch nicht zwei Stunden vor dem Spiegel, um die Haare zu machen, dafür fehlt es mir schlicht an Zeit.

Ist der perfekte Körper das Statussymbol der Armen?

Michi: Entweder hat man einen Ferrari oder man wird selbst zum Ferrari. Wir investieren auf jeden Fall viel Geld und Zeit in ein Aussehen, das nicht jeder hat.

Welche Ansprüche habt ihr in Bezug auf das Aussehen an allfällige Partnerinnen oder einen Partner?

Michi: Eher als einem perfekten Körper würde ich einem schönen Gesicht den Vorzug geben, weil sich ein weiblicher Körper mit einem guten Training formen und definieren lässt.

David: Eine passende Frau müsste vor allem meinen Fitness-Lifestyle unterstützen, das heisst, eine Traumfrau würde ich heute nicht mehr im *nightlife*, sondern im Fitnessstudio finden. Eine, die mir meine fünf Mahlzeiten am Tag kochen würde, hätte natürlich einen Vorsprung gegenüber allen anderen.

Saveta: Mein Freund ist der letztjährige Schweizer Meister im Bodybuilding. Ist die Frage damit beantwortet?

Wann wird der Körperkult zum Lebensinhalt?



Michi: Das eine kann zum anderen führen, und in der Zwischenzeit dreht sich auch der Alltag um das Training. Die Lebenshygiene erhält zunehmend einen enorm hohen Stellenwert, weil ohne sie kein optimaler Trainingserfolg möglich ist.

Wie gross ist das Suchtpotenzial?

David: Wir sind alle drei trainingsüchtig, das geben wir zu. Aber es ist eine Sucht, die mir nur Gutes bringt.

Michi: Die Gefahr, dass man immer mehr macht, ist sicherlich gross: weil man den Fortschritt sieht, und wenn man sich optisch an das Bild gewöhnt hat, möchte man es erneut verändern und gestalten. Einem Profi passiert das allerdings weniger, weil er um diese psychologischen Tücken weiss. Man muss an die körperlichen Limiten gehen und diese auch überschreiten. Voraussetzung ist, dass Ernährung, Training und Erholung im Einklang sind und eine Einheit bilden. Falsch ist die Annahme, man könne innerhalb weniger Monate unglaubliche Trainingserfolge erzielen.

In der Szene, so warnen auch Suchtfachstellen, kursieren anabole Steroide und andere Substanzen, mit denen junge Männer ihre Muskeln aufpumpen. Habt ihr Erfahrung damit?

Michi: Wir sind alle drei «nature», wie man so schön sagt.

David: In meinem Kollegenkreis trainieren fast alle, und jeder kennt Leute, die schon einmal etwas gespritzt oder Pillen eingenommen haben. Die werden innert kürzester Zeit zu richtigen Kraftpaketen. Die ganz jungen Boys sind am anfälligsten, weil die noch so schwächling sind und auf einen schnellen Erfolg abzielen. Es gibt einen grossen illegalen Markt.

Party machen, Alkohol und Fast Food: Liegen solche Vergnügungen für euch überhaupt noch drin?

Michi: Wenn ich es mir mit einem guten Training verdient habe, gehe ich auf jeden Fall an eine gute Party.

David: Wenn man sehr viel trainiert, verliert man automatisch an Gewicht, also muss man mehr essen, und eben die richtigen Lebensmittel. Man will ja nicht abbauen, sondern aufbauen. Ob ich 0,5 Prozent weniger oder mehr Fettanteil habe, spielt bei mir nicht eine so grosse Rolle. Partys sind nicht verboten, verlieren aber ein wenig an Reiz, wenn man nicht allzu viel Alkohol trinken will und um Mitternacht in den Federn liegen möchte.

Saveta: Ich habe jede Woche einen, manchmal sogar zwei Fresstage, das heisst, ich kann essen, was ich will, weil ich nicht trainieren

darf, weil der Körper auch Ruhephasen braucht. Bei mir kommen dann sogar Nudeln und Konfitüre auf den Tisch, und hin und wieder rauche ich auch eine Zigarette.

Und an den anderen Tagen?

Michi: Die richtige Ernährung ist extrem wichtig, wenn man Muskeln aufbauen will. Ab einem gewissen Zeitpunkt stellt sich fast automatisch die Frage, ob man aus dem Training einen Lifestyle machen will.

Saveta: Am Morgen esse ich Haferflocken mit gemahlenen Nüssen und Proteinpulver, dann gibt's einen Protein-Shake, dann Poulet oder Fisch, später wieder einen Shake, und am Abend nehme ich keine Kohlenhydrate mehr zu mir. Wenn ich vor Hunger nicht schlafen kann, esse ich Magerquark.

David: Als ich auf dem Bau arbeitete, nahm ich das Essen immer in Tupperware-Geschirr mit, in einer anderen Bude hatten wir eine kleine Küche, da konnte ich mein Spezialessen zubereiten.

Wie verbringt ihr die trainingsfreie Zeit?

Saveta: Am Anfang braucht es eine ungeheure Disziplin, dass man das Programm durchhält, nicht aufgibt. Das schlechte Gewissen, die Schuldgefühle, wenn man ein Training sausen lässt, sind dann schlimm. Heute stresst es mich eher, wenn ich nicht trainieren kann. Noch mehr ärgert es mich, wenn das Training nicht gut läuft. Wenn ich schwach war, weil ich im übrigen Lifestyle Fehler gemacht habe.

Es tönt ein wenig wie eine Religion: Ist ein Ausstieg jederzeit möglich?

Michi: Theoretisch schon, ein Leben ohne Training ist zurzeit aber fast unvorstellbar.

Was bringt das Training nebst der Fitness und dem Aussehen noch?

Saveta: Ich bin eigentlich eine Grüblerin und kann nur schwer abschalten. Beim Trainieren powere ich mich dermassen aus, dass kein Platz für negative Gedanken bleibt. Das harte Workout ist bei genauer Betrachtung also auch eine geistige Ruhepause.

Michi: Während des Trainings werden Glückshormone ausgeschüttet, und man baut Aggressionen ab. Ich fühle mich jeweils super, wie neugeboren. Zudem ergab sich auch eine neue Zukunftsperspektive. 2012 wurde ich Schweizer Meister im Junioren-Bodybuilding bis 75 Kilogramm, und heute arbeite ich auch als Bodybuilder-Instruktor.

David: Für mich war das Trainieren ein Umbruch in meinem Leben und eine Entscheidung gegen den Absturz. Emotional, aber auch physisch geht es mir heute gut. Die Erfahrung, dass man etwas investieren muss, bevor man etwas zurückerhält, war wichtig für mich, und mein Selbstwertgefühl hat sich in den vergangenen drei Jahren ebenfalls verbessert.

Michi Cecco, 22, Saveta Milosevic, 24, und David Willi, 20, trainieren regelmässig im grössten Fitnesszentrum der Schweiz, dem David Gym in Schlieren.



«Kontrolle über mein Leben»: Secret-Service-Chefin Pierson mit Präsident Obama und Vizepräsident Biden.

Die Frau soll's richten

Vor einer Woche wurde Julia Pierson zum ersten weiblichen Chef des amerikanischen Secret Service ernannt. Ein präzise kalkulierter Schachzug. *Von Beatrice Schlag*

Hollywood war eine knappe Nasenlänge voraus: Vier Tage, bevor Barack Obama bekanntgab, dass erstmals eine Frau an der Spitze des Secret Service stehen würde, lief in den amerikanischen Kinos «Olympus Has Fallen» an. Hauptdarstellerin ist Angela Bassett, bekannt geworden als Tina Turner in «What's Love Got to Do with It». Ihre Rolle in dem neuen Film: erste Chefin des Secret Service. «Das Leben imitiert die Kunst», feixte Bassett, als sie von Julia Piersons Ernennung erfuhr, «wir machten den Film vor über einem Jahr. Und wir dachten, die Möglichkeit dazu ist 2013 nicht absurd. Frauen haben das Geschick, sie sind integer und wollen Grosses leisten. Diese Attribute waren uns wichtiger als die Tatsache, dass die Stellung bisher Männern vorbehalten war.»

Wie zutreffend ihre Einschätzung war, zeigte «Zero Dark Thirty», der in diesem Jahr für einen Oscar nominierte Film über die zehn Jahre dauernde Fahndung nach Osama Bin

Laden, die im Mai 2011 mit seiner Erschiessung durch US-Navy-Seals endete. Dass die treibende CIA-Kraft bei der Fahndung eine Frau war, ist keine Fiktion. «In Wahrheit», sagte Hauptdarstellerin Jessica Chastain, «waren es mehrere Frauen, die aus dramaturgischen Gründen im Drehbuch zu einer einzigen wurden.» Der Film zeigt, wie wenig Gehör der Agentin

Secret-Service-Beamte sind durchtrainierte, grosse Männer mit gutsitzenden Anzügen.

in der männerlastigen CIA über Jahre geschenkt wurde. Auch das ist keine Fiktion. Als CIA-Chef General David Petraeus im letzten Jahr nach einem publik gewordenen Seiten sprung zurücktrat, war die Zeit für eine Nachfolgerin offenbar noch nicht gekommen, in Hollywood ebenso wenig. Manchmal ist es

erstaunlich, wie akkurat die Informationen der Filmmetropole über Washington DC sind. Die CIA, jahrelang diskreditiert nach der Irak-Invasion aufgrund ihrer falschen Behauptung, der Irak besitze Massenvernichtungswaffen, hatte sich grad genug von dem Debakel erholt, um in ihrer Struktur nichts Grundlegendes zu ändern.

«Sie beschützt unsere Leader»

Als Barack Obama letzte Woche bekannt gab, dass Julia Pierson neue Chefin des Secret Service werde, beeilte er sich, ihre Verdienste zu würdigen: «Julia ist hervorragend qualifiziert, eine Organisation zu leiten, die nicht nur die Sicherheit von Amerikanern bei besonderen Anlässen garantiert und unser Finanzsystem garantiert. Sie beschützt auch unsere Leader und unsere *first families*, meine eingeschlossen.» Sie habe, fügte er hinzu, «wahrscheinlich mehr Kontrolle über mein Leben und das des

Vizepräsidenten als jeder andere ausser unseren Ehefrauen. Und ich wüsste niemanden, dem ich unser Leben lieber anvertrauen würde als Julia.»

Schöne Worte. Wahr daran ist Julia Piersons untadeliger Werdegang. Die 53-Jährige, die aussieht wie eine freundliche Bürokratin, wofür man sie keine Sekunde halten sollte, studierte Kriminalwissenschaft in Florida und wurde 1983 als Agentin beim Secret Service eingestellt. Sechs Jahre später war sie Teil des Teams, das George Bush senior beschützte, bewaffnet, dezent-elegant gekleidet und mit Knopf im Ohr, wie wir das aus Filmen kennen. Danach wurde sie in die Verwaltung versetzt, war zuständig für Budget- und Personalfragen. In den letzten fünf Jahren war sie Stabschefin für Mark Sullivan, den damaligen Chef des Secret Service. Leute, die ihr zugetan sind, beschreiben sie als kompetente Managerin des 250-Millionen-Dollar-Projekts mit dem Ziel, Kommunikation und Datenverarbeitung innerhalb des Secret Service zu verbessern. Wer sie nicht mag, sagt, sie habe viel zu wenig Erfahrung im Einsatz an der Front. Das sind vermutlich vor allem Männer. Im Secret Service sind neunzig Prozent der Angestellten männlich.

Wie die Schweizergarde im Vatikan

Auch das ist uns aus Filmen vertraut. Secret-Service-Beamte sind durchtrainierte, grosse Männer mit gutsitzenden Anzügen, etwas zu weiten Jacketts, damit die Waffen sich nicht abzeichnen, und einem Kabel zwischen Ohr und Hemdkragen. Harte, schnell in ihre am Revers befestigten Mikrofone sprechende *guys*, die sich nicht ablenken lassen während der Aufgabe, das Leben des Commander in Chief zu schützen. Frauen kommen in diesen Filmen selten vor, und wenn, dann dürfen sie den Mann allenfalls durch kurze, liebevolle sexuelle Einsätze von seiner Mission ablenken. Jeder will diesem Mythos glauben. Jeder schwärmt von Clint Eastwood, wenn er als Secret-Service-Beamter «In the Line of Fire» sein Leben riskiert, um dafür zu sühnen, dass er bei seinem letzten Einsatz den Präsidenten bei einem Attentat nicht retten konnte. Müssen wir über den ehemaligen Secret-Service-Agenten Kevin Costner reden, der Whitney Houston in «The Bodyguard» vor Anschlägen rettet? Und dann in ihre Arme fällt? Vielleicht war es auch umgekehrt. Wie auch immer:

Vor einem Jahr ging der Mythos der aufopfernden Amerikaner, die wie die Schweizergarde im Vatikan bereit sind, sich schildmässig vor ihren Chef zu werfen, in Südamerika unrühmlich und ungerecht zu Ende. Ein Vortrupp des Secret Service, der Präsident Obamas Besuch im kolumbianischen Cartagena für die «Summits of the Americas» vorbereitete, verbrachte den Abend oder die Nacht mit Prostituierten. Eine der kolumbianischen Prostituierten wandte sich an die Presse. Sie wollte nicht

berühmt werden, sie beklagte sich lediglich, sie sei nicht bezahlt worden wie verabredet. Das, was in Europa niemand verstand – die Männer vom Secret Service hatten ja Feierabend –, wurde in den USA zum Skandal. Sich bedingungslos aufopfernde Männer durften keine Hurenböcke sein.

Prostitution ist in Kolumbien nicht verboten. Aber die Tatsache, dass Frauen von Männern für Sex bezahlt werden, denen der Mythos vorausgeht, ihr Leben bereitwillig für den Präsidenten hinzugeben, ruinierte den Ruf der alerten Männer mit Knopf im Ohr und Massanzügen. Dass der Secret Service wie die CIA ein *old boys' club* war, wusste jeder. Neu war, dass sie unter einem Präsidenten arbeiteten,

«Obama wurde in den letzten Wochen von Frauen heftig kritisiert.»

der für Frauengeschichten Untergebener kein Nachsehen kennt. Etwa ein Dutzend der nach Cartagena entsandten Beamten wurde entlassen oder ging freiwillig. Mark Sullivan, damals Chef des Secret Service, musste vor dem Senat eingestehen, dass 40 Prozent seiner Angestellten in einer Umfrage gesagt hatten, sie würden nie einen Kollegen wegen unmoralischen Fehlverhaltens anzeigen. Der *old boys' club* im Secret Service war wenig beeindruckt, aber die Medien tobten. Der erst 57-jährige Mark Sullivan ging frühzeitig in Pension.

Die naheliegende Lösung war eine Frau auf dem Chefessel, die den *old boys* beibringen würde, ihren Testosteronausstoss zu zügeln und Ray-Ban-Spiegelbrillen auf der Nase und kugelsichere Westen unter ihren Massanzügen

nicht mit ihrer Männlichkeit zu verwechseln. Keine Aufgabe, um die man eine Frau beneidet. Einem fast ausschliesslich männlichen Publikum zu erklären, dass pochendes Testosteron keine ideale Voraussetzung ist, um als Agent des Secret Service zu glänzen, bringt nicht viele männliche Sympathien ein. Aber genau das ist der Job, den Julia Pierson vor einer Woche annahm.

Josh Earnest, Pressesprecher des Weissen Hauses, fühlte sich bemüssigt, zu erklären, dass Pierson, den Job bekommen habe, «weil sie dreissig Jahre Erfahrung hat und während ihrer ganzen Karriere beim Secret Service Führungsqualitäten bewies. Die Tatsache, dass sie als erste Frau dieses Amt innehat, ist bemerkenswert, und ich denke, es ist auch wichtig. Aber es ist nicht der Grund, warum sie für dieses Amt ausgewählt wurde.»

Das dürfte eine deftige Lüge sein. Obama wurde in den letzten Wochen von Frauen heftig kritisiert, weil er seine wichtigsten Ämter in Aussenministerium, Verteidigungsministerium und CIA mit Männern besetzt hatte. Für Frauen fielen *soft departments* wie dasjenige für Umweltschutz und das Innenministerium ab. Julia Piersons Titel als Chefin der US Secret Service Agency ist im Vergleich dazu ein *power house*. Denn der Secret Service, einst nur für Geldfälscher zuständig, beschützt nicht nur höchste Amtsträger in den USA und wichtige Besucher aus dem Ausland. Er ist auch für Finanz- und Identitätsbetrug sowie Cyberkriminalität zuständig. Piersons Vorgesetzte ist Janet Napolitano, Ministerin für Innere Sicherheit, davor bis 2009 Gouverneurin von Arizona. Napolitano pries Piersons Ernennung als eine von Obamas «historischen Entscheidungen». ○



Mythos der aufopfernden Amerikaner: Clint Eastwood im Film «In the Line of Fire».

«Eine politisch inszenierte Sache»

Im Auftrag des Iran soll die Anwältin Isabelle Coutant-Peyre auch in der Schweiz gegen den Polit-Thriller «Argo» klagen. Die Französin, die mit dem inhaftierten Terroristen «Carlos der Schakal» verheiratet ist, vertritt die Meinung, dass der gefeierte Hollywood-Film Propaganda der CIA sei. *Von Silke Bender*



«Gewalttätige, vulgäre Verrückte»: Juristin Coutant-Peyre.

Nicht nur der permanente kubanische Zigarillo-Rauch, der um die kleine, drahtige Anwältin Isabelle Coutant-Peyre, 61, wabert, erinnert an Che Guevara, an die Revoluzzer-Helden der 60er und 70er Jahre. Die Französin ist eine ideologisch bis ins Mark überzeugte Hardlinerin, die erst gar nicht versucht, ihre antiamerikanischen und promuslimischen Ansichten unter dem Deckmäntelchen des politisch Korrekten zu verbergen. Ihr Ruf vor Gericht ist legendär: Prozesse soll sie als politische Lynchspektakel inszenieren.

1981 kam die junge Wirtschaftsanhwältin als Sozia zum berühmten Anwalt Jacques Vergès. Der mit dem Spitznamen «des Teufels Advokat» titulierte Franzose verteidigte unter anderem den SS-Kriegsverbrecher Klaus Barbie und den des Völkermords angeklagten serbischen Ex-Präsidenten Slo-

bodan Milosevic. Über Vergès lernte sie auch den in Frankreich inhaftierten internationalen Top-Terroristen «Carlos der Schakal», kennen. Sie wurde nicht nur seine Anwältin, sondern 2001 auch seine Frau. Kurzzeitig war sie auch Verteidigerin von Zacarias Moussaoui, einem der Drahtzieher der Anschläge des 11. September 2001. Jetzt nimmt sie sich Hollywood vor.

Verstehen Sie, warum der Iran gegen «Argo» klagt?

Dieser Film gibt vor, auf freigegebenen Geheimdokumenten zu basieren, auf Tatsachen – die allerdings missbräuchlich und wahrheitswidrig dargestellt werden. Selbst der kanadische Botschafter Ken Taylor, der damals im Amt war und in die Geschehnisse der Geiselnahme direkt involviert war, hat sich empört, sowohl darüber, wie das irani-

sche Volk präsentiert wird, als auch darüber, wie die Ereignisse erzählt werden.

Aber jeder weiss doch, dass Hollywood, Kino im Allgemeinen nie alle Aspekte der Realität 1:1 abbilden ...

«Argo» wird aber als wahre Geschichte verkauft. Das Problem für den Iran ist, dass er sich in einer Reihe von antiiranischen Filmen verunglimpft fühlt, die die öffentliche Meinung manipulieren und den Iran und Islam mit Terror gleichsetzen sollen: angefangen mit «Nicht ohne meine Tochter», über «300», «Jerusalem Countdown», «Unthinkable» bis eben zu «Argo», der die Revolutionäre von 1979 als gewalttätige, vulgäre Verrückte darstellt.

Was ist also die Wahrheit?

Ein Beispiel: Während der Geiselnahme in der US-Botschaft wurden alle Frauen und Schwarzen von den Revolutionären freigelassen – der Film erwähnt das überhaupt

«Für mich ist dieser Clooney ein pures amerikanisches Produkt, das alle anderen für Wilde hält.»

nicht. Chomeini selbst hat die Geiseln besucht, ihnen die politischen Gründe für sein Handeln erklärt und ihnen die Angst genommen, getötet zu werden. Er wollte die Rückkehr des Schahs in den Iran erzwingen, um ihn zu verurteilen für die Verbrechen während seiner Diktatur. 1979 ist wichtig für das Selbstverständnis des Iran: Es war dessen Gründungsrevolution. Die Iraner wollen nicht, dass die Amerikaner in «Argo» die Fakten verdrehen; und als Sahnehäubchen Michelle Obama auch noch den Oscar an Produzent und Regisseur Ben Affleck verleihen lassen – der vermutlich von der CIA angeheuert wurde, um den Film zu machen.

Wie bitte – Sie behaupten allen Ernstes, die CIA stecke hinter dem Film?

Nicht ich, sondern Barbara Honegger, eine Expertin, die lange im Weissen Haus gearbeitet hat und die als Analystin von Geheimdienstoperationen die Szene gut kennt. Sie sagt, die CIA habe Ben Affleck für diese Propagandaaufarbeit in Hollywood-Sauce ausgesucht. **Halten Sie das wirklich für glaubhaft? George Clooney stiess das Projekt ursprünglich an, Affleck kam erst viel später zu «Argo».**

Die Tatsache, dass Michelle Obama überhaupt auf der Bühne erschienen ist während

der Oscar-Zeremonie mit ihrer weltweiten Resonanz, zeigt, dass der Film eine politisch inszenierte Sache ist. Propaganda, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen, um den Weg vorzubereiten für einen möglichen Schlag gegen den Iran.

Noch mal: Sie glauben an eine Verschwörung des Ausmasses, dass sozusagen der Plot des Films – dieser Film-im-Film – noch von der Realität an Absurdität überholt wird?

Anscheinend. Ich habe Barbara Honegger bereits kontaktiert, um mehr zu erfahren und sie um eine schriftliche Zeugenaussage zu bitten.

Gegen wen, weswegen genau und wo klagen Sie nun eigentlich?

Wir werden nicht in der ganzen Welt Prozesse anstrengen. Ich fange an in Frankreich, vielleicht noch in der Schweiz, weil dort das Delikt der «Diffamierung eines ausländischen Staates» existiert. Jedes Land hat seine eigene Gesetzgebung. In Frankreich werde ich gegen den Filmverleiher klagen, wegen Verschuldenshaftung. In den USA gegen den Verleih und die Produzenten Ben Affleck und George Clooney. Im Ausland brauche ich natürlich lokale Partneranwälte.

Welches Ziel verfolgt der Iran eigentlich damit?

Der Iran will kein Verbot des Films. Das iranische Kulturministerium, welches mich beauftragt hat, möchte eine öffentliche Debatte rund um die Verhandlungen anstossen, über die historischen Fakten, um den Zuschauern des Films eine kritische Haltung zu ermöglichen. Ich könnte auf Entschädigung klagen – obwohl sie nicht an Geld interessiert sind – oder eben darauf, dass der Film mit einem Banner im Vorspann belegt wird, auf dem steht, dass die Islamische Republik Iran den im Film dargestellten Ereignissen widerspricht. Der Iran ist es leid, ständig mit Terrorismus gleichgesetzt zu werden.

Werden Sie auch George Clooney und Ben Affleck kontaktieren?

Ja, wenn ich in den USA Klage erheben lasse, muss ich auch mit den Strohmännern sprechen. Aber das ist nicht das wahre Ziel. Das Ziel ist die öffentliche Debatte.

Sie wissen schon, dass ausgerechnet George Clooney bekannt ist für seine kritische Haltung der Bush-Regierung und auch der CIA gegenüber?

Ja, das verstehe ich gut, aber gleichzeitig: Vielleicht hat er sich diesmal sehr gut bezahlen lassen. Er macht so viel Werbung, vielleicht brauchte er einfach noch mehr Geld, um diesen etwas fiktiven Posten als Produzent zu übernehmen. Er hat es akzeptiert, einen Film zu produzieren, der antiiranische Propaganda ist. Darin sehe ich nichts Integres. Vielleicht ist er auch einfach nicht genug gebildet, um zu wis-

Vorwürfe gegen «Argo»

Der Iran will rechtlich gegen den Hollywood-Thriller «Argo» von Ben Affleck vorgehen: Der Film verletze die internationalen kulturellen Normen; Iraner würden in dem Film zu gewalttätig dargestellt. Ausserdem wirft das iranische Kulturministerium dem Regisseur vor, sich bei der Vorbereitung des Films auf zu wenige Quellen gestützt zu haben.

Regisseur, Produzent und Hauptdarsteller Affleck erzählt in «Argo» die wahre Geschichte von sechs Amerikanern, die im Jahr 1979 mit Hilfe der CIA aus der iranischen Hauptstadt Teheran fliehen. George Clooney wirkte ebenfalls als Produzent mit. Die amerikanische First Lady, Michelle Obama, übergab «Argo» im Februar den Oscar für den besten Film. Dies erboste Teheran zusätzlich: Die Auszeichnung eines antiiranischen Films stelle einen Propaganda-Angriff auf Nation und Menschlichkeit dar. (red)



«Zu wenige Quellen»: Affleck in «Argo».

sen, welche alte Kultur der Iran hat. Für mich ist dieser Clooney ein grosser Banause, ein pures amerikanisches Produkt, das alle anderen für Wilde hält.

War Präsident Achmadinedschad eigentlich bei Ihren Gesprächen in Teheran dabei?

Nein, er war an der Einweihung einer neuen Gasleitung zwischen dem Iran und Pakistan, aber ich habe seine Bekanntschaft bereits 2006 während einer Iran-Reise gemacht. Ich habe diesmal mit dem Kulturminister gesprochen, der dort viel mehr Gewicht hat als bei uns.

Warum suchen Sie sich eigentlich immer die kontroversesten Fälle aus?

Man sucht mich aus für die kniffligsten, kompliziertesten Fälle. Da eilt mir mein Ruf voraus. Und glauben Sie mir, das ermüdet ganz schön. (Lacht)

Sie scheinen ja auch Ihre eigenen Überzeugungen damit zu verfolgen ...

Nein, ich bin keine Missionarin. Sagen wir, ich habe die Neigung, mich mit Menschen zu beschäftigen, die falsch behandelt werden. Ich bin schon lange Anwältin, und ich halte das französische Rechtssystem für verdorben.

Sagt die Frau, die seit 2001 mit dem in Frankreich zu lebenslanger Haft verurteilten Terroristen «Carlos» verheiratet ist ...

Das war keine amtliche Hochzeit, sondern eine symbolische, nach muslimischem Ritus. Meine Beziehung zu «Carlos» ist in erster Linie eine anwaltliche. Ich besuche ihn nicht privat im Gefängnis. Wir führen eine virtuelle Ehe, da wir ja nie ein gemeinsames Leben haben werden und nie hatten.

Warum dann diese Hochzeit? Ein politisches Statement oder Provokation?

Ich habe andere Dinge zu tun, als zu provozieren. Nein, wir verstehen uns wirklich gut. Wir haben uns verliebt, und er hat um mein Jawort gebeten. Das war alles. Ausser dass ich sehr abgeschottet bleibe als Frau für ihn, ich habe ihn ja erst im Gefängnis kennengelernt. Es gibt Leute, die mich fragen, wie ich ihn als Ehefrau und Anwältin vertreten kann. Aber ich sehe mich nicht als Häftlingsbraut, ich kümmere mich nicht einmal um seine materiellen Probleme. Wir sehen uns vielleicht einmal im Monat, um seine immer noch laufenden Verfahren zu besprechen.

Sind Sie zum Islam konvertiert?

Nein, ich bin in einem katholischen Milieu gross geworden. Ich bin nicht religiös.

Macht man Ihnen Schwierigkeiten mit Ihren etwas, sagen wir, abseitigen Ansichten?

Aber ja. Der französische Staat macht mir grosse Probleme, vor allem bei den Steuern, es gibt da viele Störfeuer aus allen möglichen Richtungen. Und wahre Drohungen, die ich weniger lustig finde: Einmal habe ich einen Brief bei mir zu Hause erhalten mit einer Kugel und den Worten: «Die nächste kommt nicht mit der Post.»

Woher kommt eigentlich Ihr Hang zum Revoluzzertum?

Durch Verquickung verschiedener Umstände. Am Anfang meiner Karriere wollte ich allein arbeiten, als Spezialistin für Wirtschaftsrecht. Als ich Jacques Vergès traf, der Menschen im Konflikt mit Staaten verteidigte, faszinierte mich das Thema – und ich wurde seine Sozia. So habe ich auch «Carlos» kennengelernt. Ich bin jedoch weiterhin auch noch Wirtschaftsanwältin. Das eine Metier ist für mich wie der Öltropfen, der die Räder laufen lässt, die politischen Fälle sind für mich das Sand im Getriebe, das die Maschine knirschen lässt. Und ja, ich verteidige oft Revolutionäre der extremen Linken, auch Islamisten, wenn Sie so wollen. Weil ich es skandalös finde, mit welcher Verachtung, mit welchem Kolonialherren-Geist der Westen die muslimische Welt behandelt. ○

Beim Schlangenz Metzger

Sie schmeckt wie Hühnerbrühe, ist nur zäher und gilt als Muntermacher für winterschlaffe Glieder. Doch wer sich mit einer Schlangensuppe stärken will, muss tief in Hongkongs Hintergassen abtauchen. Nahbetrachtung eines absterbenden Gewerbes. *Von Urs Gehriger*



«Nicht zu fest»: Reptilienfachmann Shi Wong Mak, 84.

Shi Wong Mak ist ein beneidenswerter Mensch. Vor 65 Jahren hat er seine Passion zum Beruf gemacht, und bis heute führt er sein Handwerk mit derselben Hingabe aus wie am ersten Tag. Nichts geändert hat sich auch an seiner Arbeitskleidung. Sie besteht aus einem Paar Ärmelschonern, sonst nichts, doch die sind unabdinglich. Shi Wong Mak ist Schlangenz Metzger, in vierter Generation.

In seinem Lokal, versteckt in einer Seitengasse auf Hong Kong Island, stehen zwei Dutzend flache Eisenkörbe. Im Innern herrscht dichtes Gewühl. Mak, schlohweisses Haar und Leberflecken im Gesicht, öffnet einen Deckel, zieht eine Schlange heraus, die sich sofort um seinen Arm wickelt. Mit festem Griff umklammert er das Reptil hinter dem Kopf. «Nicht zu fest», sagt er. «Je gröber man sie hält, desto kräftiger beisst sie zu.»

Mit dem Daumen tastet er dem Schlangenzauch entlang, zwei, drei Mal über dieselbe Stelle. Shi Wong Mak scheint gefunden zu haben, wonach er sucht. Er greift zum Klappmesser, macht einen kurzen Schnitt, greift mit dem Zeigfinger in die Öffnung und reisst mit einem Ruck ein haselnussgrosses Eingeweide aus dem zuckenden Bauch: «Die Gallenblase!», sagt er. «Das beste Stück der Schlange.»

In ihr befindet sich die Essenz des Reptils: ein grüner Saft, der aussieht wie Waldmeister-

brause und seit Menschengedenken Bestandteil der chinesischen Medizin ist. Er heile Rheuma, Erkältungen, Arthritis und Psychosen. «Und», Mak zieht bedeutungsvoll die Brauen hoch, «auch im Bett wirkt er Wunder!»

Ungeachtet seiner 84 Jahre arbeitet Shi Wong Mak wie ein geölter Blitz. Eine Schlange schafft er pro Minute, wobei er die Gallenblasen in ein Schälchen streift und die «erledigten» Schlangen in einen neuen Korb stopft, wo sie sich benommen zusammenrollen.

Die Schlangen, erklärt er, kämen alle aus Hongkong selbst. Wer es bloss von Bildern her kennt, macht sich falsche Vorstellungen. Nur dreissig Prozent der Fläche der 7-Millionen-Metropole sind Asphalttschungel. Der Rest ist mit dichten Wäldern und Büschen bewachsen. 52 Schlangenarten leben hier, 14 Arten davon sind tödlich. Für Letztere hat Shi Wong Mak besondere Käfige aus Holz gezimmert, versehen mit der knappen Aufschrift: «giftig».

Rund hundert Giftschlangen hausen in seinem Laden, darunter der Gelbe Bungar, die Königskobra und die Bambus-Grubenotter. Giftschlangen sind beliebt für Schlangenwein, dessen Besonderheit darin liegt, dass der Schlangenkörper in die Flasche miteingeschlossen wird. Der Konsum sei ungefährlich, beteuert Shi Wong Mak, das Gift werde durch den Alkohol vollständig denaturiert.

Nicht nur als Schlangenz Metzger ist Shi Wong Mak gefragt. «Shi Wong» heisst auf Kantonesisch «Schlangenkönig». Den Titel hat Mak sich als exquisiter Schlangenz Jäger verdient. Mehrmals pro Monat bietet die Polizei ihn auf, denn immer wieder dringen die Reptilien in Wohngebiete vor.

Nicht jeder könne Schlangenkönig werden, sagt Shi Wong Mak, den sie im Laden alle den «General» nennen. «Du brauchst keine akademischen Fähigkeiten, aber du musst schlau sein, feinfühlig und unheimlich flink, sonst wirst du sofort gebissen.»

Er muss sich sputen. Jeden Morgen erhält er rund 120 Schlangen geliefert. Was jetzt noch in den Körben zuckt, muss bis zum Mittag gehäutet, ausgeweidet und gekocht sein, dann kommt die Kundschaft zum Lunch. 45 Hongkong-Dollar (Fr. 5.50) kostet eine Schüssel Schlangensuppe. Tranchiert sehen die Schlangenzbrocken in der Brühe aus wie Hühnerfleisch und schmecken auch ähnlich, nur sind sie zäher. Über hundert Schalen serviert er täglich, in den Wintermonaten noch mehr, denn Schlangenzfleisch soll die Durchblutung anregen und den Körper vor Viren schützen.

Arme-Leute-Gericht

Während sich Shi Wong Maks Suppenküche reger Kundschaft erfreut, hat die Zahl der Schlangenz Metzger rapide abgenommen. Die jungen Leute seien sich zu gut für die Knochenarbeit. Auch die Kost schmecke ihnen nicht mehr. «Früher war Schlange ein verbreitetes Arme-Leute-Gericht», sagt Shi Wong Mak. «Heute gilt sie als altmodisch.»

Langsam füllen sich die Schalen mit Gallenblasen. Im Neonlicht der gekachelten Küche dampfen die Wassertöpfe. Ein strenger Geruch nach Ammoniak und Moschus macht sich breit. Der entweiche den Analdrüsen der Schlangen, weiss der Fachmann, ausgelöst durch einen Verteidigungsmechanismus.

Wie lange denn die aufgeschlitzten Schlangen in den Körben liegen würden, bis man sie schlachte? Der Schlangenkönig schweigt. Die Neugier des Fremden scheint ihm allmählich suspekt. Er habe gehört, meint er schliesslich, dass man in Europa gerne Froschbeine esse. Auch Hummer seien doch bei uns eine Delikatesse, die man lebend in siedendem Wasser zubereite. Shi Wong Mak greift zur Beisszange und trennt einer Schlange mit einem dumpfen «Klack» den Kopf ab. «Bei uns kommt nichts in den Topf, was noch züngelt oder zuckt.» O

Die Brücke bebt

Von Thilo Sarrazin — In Deutschland meldet sich eine neue eurokritische Partei zu Wort, während die Bilder aus Zypern Feriensehnsüchte wecken.



Der März war in Berlin schneereich und kalt, die Strassen erinnerten eher an Moskau als an Mitteleuropa. Welch ein Kontrast zu Zypern, dort vollzog sich das Rettungsdrama bei Sonnenschein und

linden 19 Grad, die Demonstranten protestierten in leichter Frühlingskleidung, und die Interviews mit den Betroffenen in sonnigen Strandcafés erweckten sofortige Reisesehnsucht. Fast alle Gesprächspartner beklagten das unsolidarische Verhalten der Nordstaaten, insbesondere Deutschlands. Ich las Rousseaus Abhandlung «Über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen». Vor 258 Jahren äusserte er darin, «dass im allgemeinen die Völker des Nordens fleissiger sind als die im Süden, weil sie weniger darauf verzichten können, es zu sein». Ist das so? Ich glaube, nicht der Fleiss ist das Problem, sondern der Kredit. Auch der Faule kann glücklich leben, solange er sich nach seinen Möglichkeiten streckt, und den Fleissigen wird auch sein Fleiss nicht retten, wenn die Schulden ihn erdrücken.

Wie soll ein überschuldeter Kleinstaat ohne Industrie mit überbewerteter Währung wirtschaftlich gesunden, wenn gerade die Finanzindustrie, die 40 Prozent zum Sozialprodukt beitrug, fast zusammengebrochen ist und weitgehend abgewickelt werden muss?

Für Angela Merkel und die sozialliberale Koalition führte dagegen der Verlauf des Rettungsdramas am Ende zu einem glücklichen Ausgang. Bei den betroffenen Banken Zyperns, die ohne Rettungspaket in die Insolvenz gestürzt wären, sind alle Einlagen über 100 000 Euro entweder ganz oder zu 40 Prozent verloren, soweit sie nicht rechtzeitig ins Ausland transferiert werden konnten. Nur so war der geforderte Eigenbeitrag Zyperns zu leisten und eine Überschuldung zu verhindern. Wäre man doch nur in Irland und Griechenland genauso vorgegangen. Zwar hatte sich der niederländische Finanzminister Dijsselbloem verplappert, als er meinte, die Zypern-Entscheidung könne eine Blaupause für künftige Krisen sein, aber der wütende Protest aus Frankreich und Luxemburg gab ihm recht.

Durch die letztlich gefundene Lösung ging ein gefährlicher Moment für Merkels Glaub-

würdigkeit schnell vorüber. Der zunächst geplante Eingriff auch in Bankeinlagen unterhalb von 100 000 Euro wurde nämlich nicht nur von den Zyprioten selber abgelehnt, sondern stiess auch in Deutschland auf erhebliche Proteste.

Tief eingepägt hatte sich den Deutschen jene denkwürdige Stunde, als an einem Sonntagabend im Oktober 2008 Angela Merkel und ihr damaliger Finanzminister Peer Steinbrück im Fernsehen gemeinsam verkündeten, dass die Einlagen der Sparer sicher seien.

Am Beispiel Zyperns wurde ihnen plötzlich klar, was die meisten nicht wussten oder vergessen hatten: Die Garantien eines Staates sind durch sein Leistungsvermögen beschränkt. Anfang 2013 betrugen in Deutschland die Bankeinlagen aller privaten Haushalte zusammen 1,8 Billionen Euro. Genauso hoch war der Schuldenstand der Gebietskörperschaften. Natürlich haben die Zahlen miteinander zu tun, denn die privaten Ersparnisse der Deutschen sind über allerlei Umwege die wesentliche Finanzierungsquelle des Staatskredits.

Spareinlagen sind also immer nur so sicher, wie der Staat finanziell gesund ist. Nur wird niemand von aussen als Helfer für einen Bail-out zur Verfügung stehen, wenn es daran mal hapern sollte. Das unterscheidet Deutschland von Griechenland, Zypern und anderen, und



Linksausleger: Kanzlerkandidat Steinbrück.

davon bekamen die Deutschen in den letzten Wochen am Beispiel Zyperns eine kollektive Ahnung. Das war so, als ob plötzlich eine Brücke bebe, deren Statik man vertraut hatte.

Nach einer Forsa-Umfrage wollen zwar 35 Prozent der Deutschen die Mark zurück. Aber dabei handelt es sich meist um Ältere, um Hausfrauen und um Arbeiter. Die Jungen kennen kaum etwas anderes und verbinden mit der Deutschen Mark keine Gefühle mehr.

Welche Rolle spielt die neue Partei?

Darum wird es immer unwichtiger, ob der Schritt in den Euro falsch oder richtig war. Nur eine Katastrophe, die niemand will, könnte ihn widerrufen. Deshalb betrachte ich auch die Zukunftsaussichten der gerade neugegründeten euroskeptischen Partei «Alternative für Deutschland» kritisch. Sie kann zwar viele profilierte Ökonomen zu ihren Gründern oder Sympathisanten zählen: aber leider wurde noch nie eine Wahl mit ökonomischen Argumenten gewonnen. Menschen wählen eine Perspektive und Sicherheit. Dem theoretischen Argument, mag es noch so intelligent daherkommen, misstrauen sie. In einer Volksabstimmung hätten die Deutschen niemals der Einführung des Euro zugestimmt. Aber dasselbe konservative Misstrauen, das sie an einer Zustimmung gehindert hätte, liegt jetzt den Erfolgchancen einer eurokritischen Partei wie ein Felsblock im Wege.

Der Arbeitsmarkt ist stabil. Die deutsche Wirtschaft wächst, wenn auch langsam. Eine Nullverschuldung für dieses Jahr ist in Sicht. Wer will da richten über all die Risiken und ungeordneten Baustellen, die es in der deutschen Politik auch gibt? Ein Risiko, das man nicht fühlen kann, sondern erst erklären muss, wirkt selten wahlentscheidend.

SPD-Kanzlerkandidat Steinbrück hat sich während der letzten Wochen in Wirtschaftsfragen als Linksausleger geübt. Wenn er das Ziel erreicht und Die Linke aus dem Bundestag drückt, könnte allerdings genau dies die SPD die Teilnahme an der Macht kosten und erneut eine schwarz-gelbe Regierung ins Amt bringen. Eine Machtperspektive entstünde erst, wenn die SPD Die Linke in den kommenden Monaten weitgehend verschlingen könnte. Das ist nicht absehbar.

Umgekehrt gilt aber auch: Eine eurokritische Partei, die auf liberale und konservative Wähler zielt, käme zwar kaum in den Bundestag, aber sie könnte den Regierungsparteien jene entscheidenden Prozentpunkte entziehen, die sie gegenwärtig so komfortabel von SPD und Grünen trennen. Das Rennen bleibt offen, wenn auch leider nicht spannend. Das Einvernehmen der etablierten Parteien und der Unwille, der Euro-Krise geistig auf den Grund zu gehen, lähmen die Debatten.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über den deutschen Wahlkampf.

Söldner des Guten

Wohltätige Organisationen wie Amnesty International setzen auf die Dienste von professionellen Sammelunternehmen. Unser Redaktor hat sich von der Marktführerin anstellen lassen und gelernt, mit welchen Methoden man die Passanten um ihr Geld bringt. Von Christoph Landolt und Daniele Kaehr (Bilder)

Mike zeigt mir, wie es richtig geht. Er diskutiert nicht, ob 120 Franken für eine Lehrtochter viel Geld sind oder nicht. Er fordert Michelle auf, ihr Portemonnaie rauszuholen und das Münz auf die Oberfläche des Stands zu leeren: «Keine Angst, wir nehmen dir nichts weg.» Drei Zweifränkler, vier Einfrankenstücke und einige Fünfräppler kullern heraus. Mike nimmt drei Zehner und fragt: «Jetzt hast du 30 Rappen weniger. Ganz ehrlich: Würdest du es merken, dass dieses Geld fehlt?» Michelle schüttelt etwas betreten den Kopf. Mike hakt nach: «Siehst du, du würdest es nicht merken. Dreissig Rappen pro Tag, das ist für dich kein Problem.»

Michelle, 18-jährig, im ersten Lehrjahr als Coiffeuse, kapituliert. Sie will für Amnesty International spenden. Jetzt weiss ich, was Mike gemeint hat, als er mich flapsig belehrte: «Wir sind die gierigen Aasgeier.» Wir, damit meint Mike die jungen Mitarbeiter der Corris AG, zu denen auch ich seit diesem Morgen gehöre.

Jeder kennt uns, aber keiner kennt unsere Firma. Wir sind die, die auf dem Bahnhofplatz, vor der Post oder im Einkaufsgetümmel stehen und jeden, der an uns vorbeimuss, um Spenden für einen guten Zweck bitten. Wir sagen ihnen, wir seien vom WWF oder von Vier Pfoten, von Pro Infirmis oder von Pro Juventute, vom Gehörlosenbund oder eben von Amnesty International. Tatsächlich aber sind wir keine Aktivisten und keine Freiwilligen, sondern Temporärangestellte von Corris.

Die Corris AG betreibt Fundraising im Mandatsverhältnis. Zu ihren 30 Kunden gehören fast alle wohltätigen Organisationen, die in der Schweiz Rang und Namen haben. Nach eigenen Angaben beschäftigt sie 1000 temporäre und 60 Festangestellte. Wie viel Umsatz und welchen Gewinn Corris damit erwirtschaftet, darüber schweigt sich die Firma aus. Bekannt ist nur, dass sie 1995 vom Österreicher Gerhard Friesacher gegründet wurde, der auch heute noch Hauptaktionär ist.

Corris sorgt seit Jahren immer wieder für kritische Berichte. Bemängelt wurde, dass die Mitarbeiter kaum etwas über die Organisationen wüssten, die sie vertreten. Im Februar kritisierte die Konsumentensendung «Kassensturz» die Arbeitsbedingungen bei Corris. Die Löhne seien niedriger als versprochen, hiess es, die Mitarbeiter stünden unter enormem Erfolgsdruck. Mich interessiert, wie die Arbeit wirklich aussieht. Wie funktioniert das Unter-



«Es ist ein Knochenjob»: Weltwoche-Redaktor Landolt auf dem Luzerner Schwanenplatz.

nehmen Corris? Mit welchen Methoden arbeiten die Leute, die da für wohltätige Zwecke sammeln? Wie ziehen sie den Leuten das Geld aus der Tasche?

Mittwoch, 15.30 Uhr: Ich wähle die Corris-Nummer. Ich nenne mich Andreas und erkläre, ich brauchte dringend einen Job. Die Dame am anderen Ende der Leitung sagt, morgen fände gleich eine Info-Veranstaltung statt. Sie schickt mir eine Einladung, sobald sie meinen Lebenslauf hat. Also lege ich mir eine neue Identität zu: Ich bin nicht mehr der Journalist Christoph Landolt, sondern Andreas Landolt, ein kinderloser und lediger Politologiestudent, der sich bisher mit Gelegenheitsjobs über Wasser hält. Zur Sicherheit verschicke ich das Curriculum von einer anonymen E-Mail-Adresse aus.

Im grünen Bereich

Donnerstag, 9 Uhr, ein schmuckloser Sitzungsraum in Zürich-West. Die Corris-Büros befinden sich in einem Gebäude der Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk 1 («Urbaner Lebensstil mit Rücksicht gegenüber Schwachen») bei der Haltestelle Bernoulli. Hier lebt das korrekte Zürich. Der grüne Nationalrat Bastien Girod bewohnt im dritten Stock ein WG-Zimmer. Girod hat selbst einige Zeit für Corris gearbeitet und dabei gelernt, wie man sich erfolgreich vermarktet.

Heute sind drei Bewerber gekommen, neben mir Erika, eine 26-jährige Studentin der Kunstgeschichte, die dringend Geld braucht, und Mona, eine 19-jährige Köchin in Batik-hosen, die nicht mehr kochen will, aber ebenfalls etwas verdienen möchte. Geleitet wird die Veranstaltung von Sky, einer zierlichen Frau mit künstlich blonden Haaren und selbstsicherem Auftreten.

«Es ist ein Knochenjob», warnt uns Sky gleich zu Beginn. Einige Leute da draussen seien richtig unanständig. Das dürfe man nicht persönlich nehmen. «Ganz ehrlich», erklärt sie, «niemand bleibt freiwillig stehen.» Umso wichtiger sei es, dass man einen sympathischen Eindruck erwecke. «Die meisten Leute geben etwas, weil sie euch nett finden.» Wir müssen also keine guten Taten anpreisen, sondern primär uns selbst.

Sky kommt denn auch schnell auf den Punkt, «der alle am meisten interessiert»: den Lohn. Alle schauen gebannt zur Tabelle, die auf die Wand projiziert wird. Corris bezahlt pro Tag 135 Franken Grundlohn, plus 15 Franken Essensspesen. Hinzu kommt ein kompliziertes Bonussystem, das einen einzigen Anreiz setzt: möglichst viel Geld einzutreiben. Jede Spende gibt Punkte, je nach Höhe und Zahlungsrhythmus. Bei elf Punkten (entspricht fünf grösseren Spenden) ist man im Corris-Jargon im «grünen Bereich», was mit 170 Franken extra honoriert wird. Alle zwanzig Arbeitstage gibt's einen Treuebonus von 850 Franken. Würde man hinten eine oder

zwei Nullen anhängen, so denke ich mir, würde man uns «Boni-Jäger» schimpfen. Immerhin: Corris kennt bereits einen Boni-Deckel. Um Exzesse zu vermeiden, können auch Spitzenverkäufer nicht mehr als 7250 Franken pro Monat verdienen.

Sky meint, fünf Punkte pro Tag müssten drinliegen. Erika fragt, was passiert, wenn man das Ziel nicht erreicht. «Ihr werdet sehen: Wenn ihr das nicht schafft, dann macht euch der Job auch keinen Spass.»

Dann beginnt das Kürzest-Job-Assessment. Jeder soll ein Fantasieprodukt vorstellen, ich eine «Videobrille». Wir haben zwei Minuten Zeit, um Produkteigenschaften zu erfinden, dann präsentieren wir den anderen unseren Werbespot. Anschliessend werden wir nacheinander für das eigentliche Bewerbungsgespräch aufgerufen. Die Köchin fliegt raus, die Kunsthistorikerin ist eine Runde weiter. Ich komme als Letzter dran. Sky lobt meine Kreativität. Fragen zu meiner Person hat sie keine. Sie sagt, sie sehe mich gut in diesem Job.

Erika und ich bekommen einen auf drei Monate befristeten «Rahmenvertrag für Arbeit auf Abruf». Der Vertrag beinhaltet auch eine strikte Geheimhaltungspflicht gegenüber

«Ihr werdet sehen: Wenn ihr das nicht schafft, dann macht euch der Job auch keinen Spass.»

Journalisten. Ich unterschreibe dennoch. Einen Händedruck oder ein Lächeln von einer Corris-Mitarbeiterin gibt es deswegen nicht, lediglich einen Papiersack. In meinem sind ein gelbes T-Shirt und eine Regenjacke mit Amnesty-International-Logo. Auf den Sachen meiner Kollegin steht: «Helvetas». Wir sind nun sogenannte «Dialoger». Zwei von tausend, die jedes Jahr bei Corris anheuern.

«Entwicklungshilfe und so»

Inzwischen ist es Mittag, nun beginnt der Crash-Kurs. Obwohl wir zwei völlig verschiedenen Organisationen zugeteilt wurden, sitzen Erika und ich in der gleichen Schulung. Ich weiss wenig über die konkreten Projekte von Amnesty International. Meine Kollegin weiss nur, dass Helvetas «Entwicklungshilfe und so» betreibt. Doch das spielt keine Rolle, hier und heute geht es einzig um Spendenmaximierung. Ob es Bäume, Tiere, Frauen oder Kinder zu retten gilt – das Prinzip ist immer dasselbe: Wir müssen die Passanten bei ihrem schlechten Gewissen packen. «Sprich einfach von Kindersoldaten und Zwangsräumungen», empfiehlt mir Sky. «Und sag nichts gegen die Todesstrafe, das gibt nur Diskussionen.» Wenn wir mehr über Helvetas und Amnesty wissen wollten, sollten wir deren Websites besuchen.

Unsere Schulung beginnt mit einem Rollenspiel. Ich mime einen Passanten. Sky zeigt mir, wie es geht. Sie wendet ihren hundert- oder tausendfach eingeübten Standarddialog an: «Was würdest du tun, wenn plötzlich einer mit einer Waffe vor deiner Tür steht und sagt: «Du musst raus?»», forschte sie mein Gewissen aus und fixiert mich eindringlich. Dann will sie wissen: «Was denkst du, wie viele Leute von Zwangsvertreibungen betroffen sind?»

Ein Unmensch, wer da nicht zustimmt

Die Fragen sind rein rhetorisch, Sky lässt mir während des ganzen Gesprächs nie die Chance, etwas abzulehnen. Die Schlinge um mein Gewissen zieht sich immer enger zusammen, doch dann bietet Sky einen Ausweg: «Findest du es auch gut, dass wir uns für die Menschenrechte einsetzen?» Ein Unmensch, wer da nicht zustimmt. «Was meinst du, lohnt sich das?» Was für eine Frage. Sky hat mich mühelos eingewickelt.

Wir erhalten Merkblätter, eines mit allgemeinen Tipps («Gemeinsamkeiten herstellen, Small Talk») und eines mit «Klassischen Ausreden» samt passenden Kontern. Ein drittes Merkblatt ist dem sogenannten «Formularübergang» gewidmet – dem Moment, in dem der Passant zur Kasse gebeten wird. Der Formularübergang sei das Wichtigste am ganzen Gespräch, lernen wir, und zugleich der heikelste Moment. Falsch ist die Frage: «Möchtest du uns unterstützen?» Richtig ist: «Findest du es gut, dass wir Kindern in Not zur Seite stehen?» Es ist eine dieser geschlossenen Fragen, die kein Passant mit Nein beantworten kann. Darauf basiert die Verkaufsphilosophie.

Dann lernen wir, wie wir den Spender dazu bringen, mehr zu geben, als er eigentlich wollte. Trick Nummer eins ist die Portionierung des Jahresbeitrags in kleinere, besser verdauliche Häppchen. Zwanzig Franken pro Monat klingt nach weniger als 240 Franken im Jahr. Sky schärft uns ein: Wir sollten «nie, nie, nie» nach einem Jahresbeitrag, sondern stets nach einem Monatsbeitrag fragen. Ganz ausgebuffte Corris-Mitarbeiter wie Mike sprechen sogar von 30 Rappen pro Tag statt von 120 Franken im Jahr. Natürlich gilt das alles nur für die Dauer der Verhandlung. Am Schluss, wenn wir das Formular ausfüllen, rechnen wir die Zahl wieder auf ein Jahr hoch.

Trick Nummer zwei ist die Höhe des Mindestbeitrags. Amnesty International unterstützen darf nur, wer im Minimum 120 Franken pro Jahr (oder eben: 10 pro Monat) gibt. Sky sagt uns, dass sich tiefere Beiträge «wegen des Verwaltungsaufwands» schlicht und einfach nicht lohnten.

Trick Nummer drei ist der raffinierteste im Corris-Repertoire: Sky empfiehlt uns, nicht nach einem Betrag zu fragen, sondern eine Summe vorzuschlagen – «Sagt einfach, normalerweise gäben die Leute 40 bis 60 Franken



Rädchen in einer Spendenmaschinerie: «Dialoger» Landolt.

pro Monat.» Das wären dann 480 bis 720 Franken pro Jahr. Wer weniger geben will, muss das mit seinem eigenen Gewissen aushandeln.

Die Kunstgeschichtestudentin Erika zweifelt: Geben die Leute denn wirklich so viel? Corris verweist auf ihrer Website auf Kampagnen, bei denen der durchschnittliche Jahresbeitrag bei «deutlich über 100 Franken» liegt. Das wären im «Dialoger»-Jargon rund 10 Franken pro Monat – vier- bis sechsmal weniger, als wir den Spendern vormachen sollen. Sky grinst komplizenhaft: «Die meisten geben 10 bis 40 Franken pro Monat. Aber ein bisschen flunkern ist erlaubt, es geht ja um eine gute Sache.»

Am besten direkt vom Konto abbuchen

Ganz am Schluss kommen wir auf die Sache mit dem Lastschriftverfahren (LSV). Erst wenn ein Gönner seine Adresse diktiert und sich bereiterklärt hat, eine bestimmte Summe zu spenden, fragen wir nach der Kontonummer. Dank LSV wird die Spende automatisch und regelmässig überwiesen.

Sky teilt uns ein letztes Merkblatt aus: «Argumente für die Mitgliedschaft per Lastschriftverfahren». Acht Vorzüge sind aufgeführt, darunter: «Einzahlungsscheine kosten Geld», oder: «Es können Briefsendungen eingespart werden und dadurch kann umweltfreundlicher gearbeitet werden.» Über das wichtigste aller Argumente steht dagegen kein Wort: Leute, denen automatisch Geld vom Konto abgebucht wird, spenden meist über Jahre. Nicht, weil sie zufriedenerer Spender wären, sondern schlicht und einfach, weil sie den Dauerauftrag vergessen und weiterlaufen lassen. Das ist Trick Nummer vier.

Ist LSV also eine Bedingung? Oder kann jemand, der seine Kontoinformationen für sich

behalten möchte, auch per Einzahlungsschein spenden? «Wenn er unbedingt will, darf er das natürlich», sagt Sky, leicht genervt. Das Reglement der Zewo, der Selbstregulierungsorganisation der NGO-Branche, will es so.

Sky erzählt uns, im «Vergleich zu TV-Spots und anderen Methoden» sei «Direct Dialog» günstig. Im Verhältnis zu den Gesamteinnahmen, die dank der treuen (oder: vergesslichen) Spender im Laufe der Jahre reinkommen, mag das stimmen. Doch wie gross ist der Aufwand, den die «Dialoger» betreiben, in absoluten Zahlen?

Sky sagt, die Auftraggeber bezahlen pro «Dialoger» und Tag 850 Franken. Diese Zahl galt lange als das bestgehütete Geheimnis der

«Ein bisschen flunkern ist erlaubt, es geht ja um eine gute Sache.»

Branche. Auf Anfrage der *Weltwoche* bestätigt Corris erstmals, dass die Auftraggeber eine Pauschale von «800 bis 850 Franken» pro eingesetzten Mitarbeiter und Tag bezahlen.

Amnesty-Sprecherin Alexandra Karle schweigt sich über die Gesamtkosten der aktuellen Kampagne aus, sagt aber, dass tausend Manntage bestellt wurden. Amnesty lässt sich den Corris-Einsatz somit gegen 850 000 Franken kosten. Diese Auslagen müssen die «Dialoger» zuerst einmal hereinbringen.

Wie lange dauert es, bis die Kampagne bezahlt ist und die ersten Spenden in ein konkretes Projekt fliessen? Corris wirbt auf ihrer Website mit einer Referenzkampagne für eine Organisation aus dem Gesundheitsbereich, bei welcher der «Break-even nach zwanzig

Monaten» erreicht worden sei. Im Klartext: Die gesamten Spendeneinnahmen der ersten 1,66 Jahre gingen an Corris. Erst was später kam, floss in einen guten Zweck.

Wann die Gewinnschwelle der Amnesty-Kampagne überschritten wird, lässt sich nicht beziffern, doch wenn man die Werte der von Corris aufgeführten Referenzkampagne auf Amnesty überträgt, wird die Gewinnschwelle in 20 Monaten, Anfang 2015, erreicht. Amnesty-Sprecherin Karle will keine konkreten Zahlen nennen, bestätigt aber diese Grössenordnung. «Grundsätzlich gilt: Ab dem zweiten Jahr lohnt es sich für uns.»

Eine einjährige Spende fliesst somit komplett an Corris. Wer zwei Jahre lang einzahlt, deckt die Kosten, die durch seine Anwerbung entstanden sind, nur knapp. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass LSV-Spender bevorzugt werden. Nur dank LSV zahlt sich das System Corris für die Hilfswerke überhaupt aus.

Nach einer Stunde ist die Ausbildung beendet. Mein erster Arbeitseinsatz ist für den kommenden Donnerstag geplant, wo und wann ist noch nicht klar. Am Mittwochabend davor erfahre ich Ort und Zeit per SMS.

Chef auf dem Schwanenplatz

Donnerstag, 10.45 Uhr, Schwanenplatz in Luzern. Unser Team umfasst vier «Dialoger». Neben mir, dem Neuling, sind zwei, die ihren letzten Tag haben. Geronimo, ein 20-jähriger Deutscher mit Dauerlächeln, macht den Job seit drei Monaten. Nun möchte er auf Reisen gehen, vielleicht nach Indien. Zora will studieren, vielleicht Psychologie, sie hat nach acht Tagen genug. Kopf der Truppe ist Mike, der mit den 30 Rappen. Eigentlich ist Mike gelernter Metzger, doch «da verdienst du nichts». Seit eineinhalb Jahren ist er für Corris tätig. Er hat auch schon den Green-Cross- oder Swissaid-Aktivisten gemimt. Amnesty-International-Mitglied ist keiner. Wir sind Söldner im Kampf für das Gute.

Die Leute gehen vorbei. Unser Stand, bestehend aus einem Stahlquader, in dem wir unsere Formulare verbergen, und einigen gelben Amnesty-Plakaten, wirkt wie gleissendes Sonnenlicht. Jeder, der versehentlich hingeschaut hat, wendet den Blick ab. Alle starren auf den Boden, um ja nicht angesprochen zu werden. Mike entkommensie trotzdem nicht. «Stopp!», befiehlt er, lauter und deutlicher, als es jeder Luzerner Polizist wagen würde. Denen, die murmeln, sie hätten keine Zeit, ruft er hinterher: «Zeit hat man nie, man muss sie sich nehmen.» Jene, die sagen, sie müssten arbeiten, lässt er wissen: «Was heisst hier müssen? Weiss du, wie viele Leute gerne arbeiten würden, aber nicht können?» Mike ist der Chef auf dem Schwanenplatz.

Endlich bleibt jemand stehen, es ist Michelle, die angehende Coiffeuse. Ich muss sie nicht erst von den Menschenrechten überzeugen.

Michelle will von ganzem Herzen Gutes tun. Bereitwillig nennt sie mir Name und Adresse. Erst als ich ihr sagen muss, dass die 30 Franken, die sie geben wollte, leider, leider nicht reichen, verflüchtigt sich ihre Spendierlaune. «Weisst du, ich würde wirklich gerne», fleht Michelle. «Aber ich verdiene nur 350 Franken pro Monat.»

Ich fühle mich elend. Es ist nicht angenehm, eine Teenagerin, die selbst nicht genug zum Leben hat, zum Geldausgeben zu überreden. Zum Glück rettet mich Berufsidealist Mike. Der 30-Rappen-Masche hat Michelle nichts entgegenzusetzen – sie unterschreibt.

Einzahlungsscheine gibt es nicht

Hunderte von Leuten eilen über den Schwannenplatz und ignorieren uns. Als ob sie wüssten, dass wir keine Menschenrechtsaktivisten sind, sondern nur Rädchen in einer gut geschmierten Spendenmaschinerie. Sky hatte recht, es ist ein Knochenjob. Abgesehen von einem Rentner, der mit mir über die Regierung schimpfen möchte, bleibt lange niemand stehen.

Dann komme ich mit einem Mann ins Gespräch, er trägt eine Steppjacke und schaut freundlich durch die runde Nickelbrille. So stellt man sich einen Amnesty-Sympathisanten vor. Und tatsächlich, der Mann findet die Organisation gut. Er unterstützt uns gerne. Aber nur, wenn er einen Einzahlungsschein bekommt. «Ich möchte kein LSV, da verliere ich den Überblick», sagt er. Das ist gemäss Zewo sein gutes Recht. Spender, so heisst es im Reglement, müssten stets die Wahl haben, ob sie per LSV, per Einzahlungsschein oder bar bezahlen wollen. Das Zewo-Siegel trägt auch Amnesty International.

Doch wo sind die Einzahlungsscheine? Im Inneren des Stands? Mike sagt: «Wir haben keine Einzahlungsscheine, sorry.» Man habe zwar einmal Einzahlungsscheine verteilt, aber der Rücklauf sei zu klein gewesen, schiebt er zur Erklärung nach. Hier draussen gilt das Gesetz der Strasse, kein Zewo-Reglement. Der Mann will unter diesen Umständen nicht mitmachen, er wünscht uns viel Glück und geht.

Dann passiert lange nichts. «Grüezi, ich bin von Amnesty International», sage ich wieder und wieder – und schramme damit hart am Etikettenschwindel vorbei. Nur dann und wann bleibt jemand stehen. Ein junger Mann fragt gleich als Erstes: «Bist du von Corris?» Als ich bejahe, geht er weiter. Habe ich etwas falsch gemacht? Was sagen meine Kollegen, wenn sie nach ihrem Arbeitgeber gefragt werden?

Wer spendet schon für Corris?

«Ich sage immer, ich sei von Amnesty», sagt Geronimo. «Aber wenn einer direkt fragt, musst du halt die Wahrheit sagen.» Gibt es dann noch eine Chance, dass der Passant trotz-

dem mitmacht? Zora und Geronimo sind sich einig: «Nein, das kommt nicht vor.» Wer spendet schon für Corris?

Für die Corris AG ist es ein Dilemma: Einerseits möchte die Firma, um keine Spender abzuschrecken, ihren Namen möglichst nicht nennen. Andererseits wäre das unehrlich. Corris löst das Problem so, dass der Name möglichst diskret deklariert wird: Auf dem Stand steht das Wort «Corris» so tief, dass es nur Babys und Hunde lesen könnten. Auf meinem Mitarbeiterausweis ist der Name viermal kleiner als das Amnesty-International-Logo. Auf dem Mitgliederformular ist der Verweis auf Corris klein und quer gedruckt, so dass man den Zettel um neunzig Grad drehen müsste. Das Zewo-Logo, mit dem sich nur Amnesty, nicht

Auf dem Stand steht das Wort «Corris» so tief, dass es nur Babys und Hunde lesen könnten.

aber Corris schmücken darf, ist rot und sehr viel grösser.

14 Uhr, endlich: Mein zweiter Spender geht ins Netz. Herr Tanner, ein etwa 50-jähriger Mann mit Schnauz, muss nicht lange bearbeitet werden. Er lässt sich die Sache kurz erklären und entscheidet spontan, etwas zu geben. Fünfzig Franken pro Jahr sollen es sein – das sind siebzig zu wenig. Sachte bringe ich ihm bei, dass das leider nicht geht. Warum der Mindestbeitrag so hoch ist, kann ich auch nicht erklären, deshalb erzähle ich etwas von «Verwaltungskosten». Wieder kommt mir Berufskaktivist Mike zu Hilfe. Er spricht von zehn Franken pro Monat, was nicht viel sei. Zu meinem Erstaunen macht Tanner mit. Auch als ich



Geheimnisvoll: Corris-Gründer Friesacher.

ihm das Lastschriftverfahren erkläre, stellt er keine Fragen, sondern unterschreibt, nimmt die Quittung und bedankt sich.

Um 15 Uhr ist die Hälfte des Sammeltages vorbei. Zu diesem Zeitpunkt haben Mike und ich je zwei Spender gewonnen, die anderen beiden null. Zusammen haben wir Jahresbeiträge von knapp 500 Franken reingeholt. Wenn wir bis am Abend so weitermachen, dauert es drei Jahre, bis die Kosten, die wir vier an diesem Tag verursacht haben, bezahlt sind. Erst ab 2016 fliesst das Geld in die Menschenrechtsaktivitäten von Amnesty. Und das auch nur, wenn unsere Spender so lange einzahlen.

Als ich nach meinem ersten und letzten Arbeitstag für Corris die Amnesty-Jacke ausziehe, habe ich zwiespältige Gefühle. Mein Einsatz war erfolgreich, gewiss. Zwei ausgefüllte Formulare liegen in meiner Tasche. Eigentlich müsste ich mich freuen, dass ich zwei grossherzige Leute dazu gebracht habe, etwas für die Menschenrechte zu tun. Aber habe ich nicht vielmehr zwei gutgläubige Leute übers Ohr gehauen?

«Mindestens neunzig Prozent»

Habe ich die Welt besser gemacht oder vor allem den Besitzer der Corris AG reicher? Glauben Coiffeuse-Stiftin Michelle und Herr Tanner, dass sie es mit Idealisten zu tun hatten, die freiwillig für eine gute Sache auf die Strasse gingen? Haben sie den Eindruck, dass wir tatsächlich von Amnesty International sind? Zurück in der Redaktion rufe ich die beiden an, zur Qualitätssicherung quasi.

Michelle sagt, sie habe sich «schon ein bisschen überredet gefühlt». Normalerweise laufe sie vor Leuten wie mir davon. «Ich weiss, dass ich noch zu wenig Persönlichkeit habe, um nein zu sagen.» Bei mir habe sie aber das Gefühl gehabt, dass mein Idealismus echt sei. Und sie habe sich gedacht, es sei für einen guten Zweck. Michelle ist davon ausgegangen, dass wir «ein bisschen etwas» verdienen.

Herr Tanner war mit unserem Gespräch zufrieden. Wie lange er Amnesty-Gönner bleiben will, weiss er noch nicht, vielleicht ein oder zwei Jahre. Was denkt er, wie viel Geld dann dorthin geht, wo es hingehört? Herr Tanner schätzt, dass nach Abzug der Verwaltungskosten «mindestens neunzig Prozent» in Menschenrechtsaktivitäten fliessen. Mich hat er für einen Studenten gehalten, der «vielleicht ein Sackgeld» dazuverdient, der aber direkt für Amnesty arbeitet.

Als ich Herrn Tanner sage, dass von seinen 240 Franken, die er über zwei Jahre spenden wollte, schätzungsweise 40 Franken an Amnesty gehen werden und dass ich in Wirklichkeit ein provisionsgetriebener Angestellter einer profitorientierten Firma bin, findet Herr Tanner das «nicht gut». Er bittet mich, sein Formular in den Papierkorb zu werfen. ○



Gross-Sponsoring ist ein Fehler

Die *Weltwoche* befürwortet die finanzielle Förderung der Universitäten durch private Geldgeber wie die UBS. Dabei überwiegen die Nachteile eindeutig. Das zeigen auch Beispiele aus dem Ausland.
Von Margit Osterloh



100-Millionen-Spende: damaliger UBS-Präsident Villiger, Uni-Rektor Fischer, Zürcher Bildungsdirektorin Aepli, im April 2012.

Philipp Gut hat kürzlich in der *Weltwoche* gegen den «Zürcher Appell» Partei ergriffen, in welchem 27 Professoren/-innen und Autoren/-innen vor den Gefahren des gross-angelegten Universitäts-Sponsorings durch private Geldgeber warnen (*Weltwoche* Nr. 10/13). Dieser Appell wurde mittlerweile (Stand 26.3.13) circa 1400-mal unterzeichnet. Anlass ist eine Spende von 100 Millionen Schweizer Franken der UBS AG an ein einziges Institut, das Department for Economics an der Universität Zürich.

Im Appell wird argumentiert, dass im Gegensatz zum uneigennütigen Mäzenaten- und Stiftertum die Unabhängigkeit von Forschung und Lehre gefährdet sei, wenn die Universität zulässt, dass sie als Interessenplattform eines Unternehmens benutzt wird. Dies sei der Fall, wenn mit dem UBS International Center of Economics in Society ein assoziiertes Institut an der Universität betrieben wird, welches mit dem Firmennamen des Sponsors gekoppelt ist. Darüber hinaus wird kritisiert, dass der Vertrag zwischen dem Sponsor und der Universität nicht vollständig offengelegt wird und dass das Image der UBS in der letzten Zeit Schaden gelitten hat.

Die Befürworter des Sponsorings wie Philipp Gut, die Leitung der Universität Zürich und Ernst Fehr, Direktor des Department for Economics, setzen dagegen, dass die moderne Wissenschaft ohne privates Engagement nicht mehr zu finanzieren sei. Man komme in den Rankings nicht an die Weltspitze, wenn man nicht Spit-

zenlöhne bezahlen könne. Es müsse deshalb eine Geberkultur entwickelt werden. Für diese sei es notwendig und legitim, dass erstens dem Geldgeber Sichtbarkeit gewährt werde, damit er mit seinem Sponsoring Marketing betreiben kann. Zweitens habe er Anspruch darauf, dass nicht alle Teile des Sponsorenvertrages veröffentlicht werden, sofern die Forschungsfreiheit vertraglich gewährleistet sei und die hierfür relevanten Teile des Vertrages auch veröffentlicht seien. Drittens sei privates Sponsoring schon deshalb notwendig, weil eine hohe Abhängigkeit vom Staat nicht nur in Diktaturen, sondern auch in Demokratien wissenschaftliche Standards unterminieren könne.

Ich bin unter den 27 Erstunterzeichnern des «Zürcher Appells». Die Überlegungen, die mich dazu veranlasst haben, weisen auf die generellen Probleme des Gross-Sponsorings hin: Erstens beruhigt die vertragliche Absicherung der Unabhängigkeit von Forschung und Lehre – die im Fall des UBS-Sponsorings gegeben ist – nur teilweise. Zwar haben Sponsoren ein Eigeninteresse daran, ihre Seriosität unter Beweis zu stellen, indem sie keinen Einfluss auf Inhalt und Veröffentlichung von Forschungsergebnissen nehmen und – wie im Fall des Vertrages mit der UBS – auch darauf verzichten, auf die Besetzung der gesponserten Lehrstühle Einfluss zu nehmen. Schliesslich gelingt der beabsichtigte Image-Transfer von der Hochschule auf das Unternehmen nur, wenn glaubhaft kommuniziert wird, dass die akademische Freiheit respektiert wird. Sonst ist das Geld ver-

loren, wie im Fall des Sponsorings der Deutschen Bank an die Humboldt-Universität und die Technische Universität Berlin.

Resultate im Sinne des Geldgebers

In diesem hatte laut einer geheim gehaltenen Vereinbarung die Bank das Recht, über die Veröffentlichung wissenschaftlicher Resultate zu entscheiden. Aber: Die Abwesenheit solcher Vereinbarungen kann nur durch die Offenlegung des vollständigen Vertrags glaubhaft kommuniziert werden. Wenn – wie im UBS-Fall – der Vertrag nicht vollständig veröffentlicht wird mit der Begründung, dass er Elemente enthalte, welche Geschäftsgeheimnisse des Unternehmens betreffen, und dadurch zukünftige Sponsoren abgeschreckt werden könnten, dann hat die Universität ihre Unabhängigkeit gegenüber den Sponsoren schon zum Teil aufgegeben.

Zweitens bleiben erhebliche Bedenken gegen Gross-Sponsoring, selbst wenn die Verträge lückenlos offengelegt würden. Sponsorengelder zeigen auch dann Wirkung, wenn keine formalen Beschränkungen der Forschungsfreiheit vorhanden sind. Zwar fehlen systematische Untersuchungen über Auswirkungen des Sponsorings an Hochschulen, aber es gibt Anhaltspunkte. So existiert eine umfangreiche Forschung zum *funding effect* in der biomedizinischen Forschung. Sheldon Krinsky zeigt in seinem Standardwerk «Science in the Private Interest», dass Studien, die von Firmen gesponsert werden, mit viel grösserer Wahr-

scheinlichkeit Resultate im Sinne des Sponsors zeigen, verglichen mit Studien, die aus Non-Profit-Quellen finanziert wurden. Neuere Meta-Analysen kommen sogar zum Ergebnis, dass gesponserte Studien mit einer drei- bis viermal so hohen Wahrscheinlichkeit zu einem Ergebnis im Sinne des Sponsors kommen. Das muss nicht Resultat einer bewussten Manipulation sein. Empirische Evidenz zeigt, dass selbst ehrliche Menschen unbewusst einer selbstdienlichen Wahrnehmungsverzerrung (*self-serving bias*) unterliegen: Die Wahrnehmung wird zugunsten eines möglichen Geldgebers subtil beeinflusst, auch wenn kein Geld fliesst.

Die Verhaltensökonominnen Bazerman, Loewenstein und Moore berichteten in der *Harvard Business Review* 2002 von einem Experiment mit 139 professionellen Rechnungsprüfern, die Unternehmenszahlen geprüft haben. Je einer Hälfte wurde gesagt, sie befänden sich in der Rolle interner beziehungsweise externer Rechnungsprüfer. Das Ergebnis war schockierend: Die «internen» Prüfer haben mit einer um dreissig Prozent höheren Wahrscheinlichkeit als die «externen» Prüfer die vorgelegten Zahlen abgesegnet. Die Schere im Kopf wird unbewusst installiert, auch wenn nur eine hypothetische Abhängigkeit vorhanden ist. Im Gegensatz zu bewusster Manipulation kann solch unbewusstes Verhalten nicht durch Vorschriften, Verträge oder Strafen bekämpft

werden, sondern nur durch eine Verringerung – tatsächlicher oder hypothetischer – Interessenkonflikte.

Unkritisch gegenüber Grossbanken

Die Befürworter des Gross-Sponsorings, Ernst Fehr und Philipp Gut, halten – drittens – dagegen, dass auch staatliche Förderung Abhängigkeiten verursachen kann. Das ist zweifellos richtig. Die zunehmende Verlagerung der Forschungsfinanzierung weg von der Grundausstattung hin zu Drittmittelprojekten führt dazu, dass geforscht wird, wofür Drittmittelgelder ausgeschrieben sind. Dieses Problem stellt sich für staatliche wie für privat geförderte Drittmittelprojekte gleichermaßen.

Dennoch gelten in der Forschergemeinde die staatlichen Drittmittel, insbesondere die des Schweizer Nationalfonds, als wissenschaftlich «edler» – aus gutem Grund: Sie setzen umfangreiche wissenschaftliche Gutachterverfahren voraus, wohingegen bei privat geförderten Drittmitteln von Sponsoren – anders als bei Mäzenen – immer auch nichtwissenschaftliche Interessen eine Rolle spielen. Das schafft bedenkliche Anreize, vornehmlich in die Richtungen zu forschen, die mögliche Sponsoren anziehen – und Forschung zu vermeiden, die unangenehm werden könnte. So wundert sich ein Zürcher Ökonomiestudent in einem Internetforum darüber, dass er in

seinem Studium am Bankenplatz Zürich mit seinen drei von Banken gesponserten Lehrstühlen (in Zukunft werden es acht sein) seit dem Ausbruch der Finanzkrise kein kritisches Wort über die Grossbanken gehört habe. Auch kursiert im Internet die Aussage eines Professors der Wirtschaftsfakultät der Universität Zürich, der ungenannt bleiben will, dass inzwischen jede Kritik an der UBS verpönt sei.

Allerdings muss gesagt werden, dass auch wissenschaftliche Gutachterverfahren nicht immer über jeden Zweifel erhaben sind. Abhängigkeiten können auch hier eine Rolle spielen. Dem kann man nur dadurch entgegenzutreten, dass man eine grosse Vielfalt von Förderungsmöglichkeiten bereithält. Daraus folgt: Drittmittel – von privaten Sponsoren wie von staatlichen Forschungsförderungsinstitutionen – haben dann eine positive Funktion und beleben die Vielfalt der Forschungslandschaft, wenn sie, erstens, nur einen geringen Anteil am Forschungsbudget einer Fakultät oder eines Institutes ausmachen. Zweitens sollten einzelne Projekte und Sponsoren nicht dominieren, um starke Abhängigkeiten zu vermeiden. Beides ist im Fall des UBS-Gross-Sponsorings nicht der Fall.

Dr. Dr. h.c. Margit Osterloh ist Professor of Management Science an der britischen Warwick Business School und Forschungsdirektorin von CREMA (Center for Research in Economics, Management and the Arts).



RADIO MONTE CARLO

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch

Der lange Abschied

Im Juli wird Nelson Mandela 95 Jahre alt. Familie, Lifestyle-Industrie und Prominente wollen von seinem grossen Namen profitieren. Der südafrikanische Freiheitsheld wehrte sich dagegen. Nun leidet er aber an Gedächtnisschwund. *Von David James Smith*

Mac Maharaj wollte sich auf kein genaues Datum festlegen, aber es war vor einigen Jahren, als er merkte, dass Nelson Mandelas Gedächtnis nachzulassen anfang. Mandela begann, sich bei ihren Zusammenkünften Notizen zu machen, offenbar um sich zu erinnern, was besprochen worden war und was er selber gesagt hatte. Später unterliess er es, Notizen zu machen, und heute, wenn er Mac trifft, hat er manchmal sogar Mühe, sich zu erinnern, wer vor ihm steht. «Die Leute reden nicht darüber, aber es handelt sich um Gedächtnisschwund.»

Mac war gleichzeitig mit Mandela auf Robben Island inhaftiert und diente als Transportminister in seiner Regierung, nachdem dieser 1994 der erste Präsident des African National Congress (ANC) im freien Südafrika geworden war. Die beiden Männer kennen sich seit beinahe fünfzig Jahren. Mac Maharaj, ein Südafrikaner indischer Herkunft, war aktiv im militärischen Flügel des ANC, Umkhonto we Sizwe, und gehört zu Mandelas engsten Freunden und Mitstreitern – Mandela hat die meisten von ihnen überlebt. Mac ist einer der wenigen ausserhalb der Familie, der, auch heute noch, Mandela jederzeit sehen kann.

Mac erinnert sich an einen kürzlich erfolgten Besuch in Mandelas Haus in Houghton, dem reichen Vorort von Johannesburg, wo Mandela wohnt, seitdem er kurz nach seiner Entlassung Soweto verlassen hat. Mac kam ins Zimmer, als Mandelas dritte Frau, Graça, gerade dabei war, ihm beim Essen zu helfen. So setzte er sich still daneben. Er realisierte bald einmal, dass Mandela nicht wusste, wer sein Besucher war. Er näherte sich ihm in der Hoffnung, dass sein alter Freund ihn erkennen würde.

«Diskussion im Flüsterton»

Leider kann Mandela nicht mehr gehen, und er kann auch seinen Kopf nicht mehr ganz umdrehen. Deshalb begab sich Mac direkt in sein Gesichtsfeld. Mandela starrte ihn an und bemühte sich krampfhaft, Macs Identität aus seinem Gedächtnis abzurufen. Nachdem Mandela lange geschwiegen hatte, sagte er schliesslich: «Kathy meint, du seist der klügste Mann, dem er je begegnet war.» Mit «Kathy» meinte er Ahmed Kathrada, einen anderen alten Kameraden.

Mac ist tatsächlich ausgesprochen klug. 2011 ernannte der gegenwärtige südafrikanische Präsident Jacob Zuma den heute 77-jährigen Mac zu seinem offiziellen Sprecher – früher war er Zumas Sondergesandter. Damit hat Mac eine prominente Rolle wiedergefunden, nicht bloss in



Alle wollen etwas: Mandela, 1990.

der Regierung, sondern auch im Schlussakt von Mandelas Leben. Er gibt den Medien formelle Erklärungen zu Mandelas Gesundheitszustand ab und gehört dem kleinen Ausschuss an, der die Feierlichkeiten nach Mandelas Tod, wenn es schliesslich so weit ist, organisieren wird.

Mandelas ausserordentliche Konstitution hat ihm geholfen, eine Reihe von gesundheitlichen Schlägen zu überwinden. Einige in Mandelas Umgebung kritisieren, was einer «die morbide Faszination für sein Ableben» genannt hat, aber es ist sinnlos vorzugeben, dass dies nicht geschieht. Mac sagt: «Die Diskussion spielt sich im Flüsterton ab. Wir wünschen allen, dass er uns noch länger erhalten bleibt, aber je länger er da ist, desto schwieriger wird es. Der Mann ist ein Kämpfer, aber viele fürchten, dass die Vorstellungen über seinen Wert durch sein verlängertes Leben verwischt werden. Wir sollten tiefer über diesen Mann und über das, was er für uns bedeutet, nachdenken.»

Wer wird zuerst benachrichtigt?

Kürzlich, während eines Besuchs in Südafrika, hörte ich, wie andere Personen, die Mandela nahe stehen, ebenfalls fürchteten, dass sein zunehmend geschwächter Zustand diesen grossen Staatsmann schrittweise seiner Würde beraubt und andern ermöglicht, von seinem Namen zu profitieren. Wie Mac nur zu gut weiss, wird Mandelas Tod auf der ganzen Welt eine Welle der Trauer auslösen und ein Staatsbegräbnis von beispiellosem Ausmass erfordern. Jeder und jede, die je seine Hand geschüttelt haben, werden dabei sein wollen. Niemand will sich zu den bereits getroffenen detaillierten Vorkehrungen äussern, aber, so wie ich es verstehe, gibt es bereits den Entwurf einer Ankündigung, ist das Bestattungsprogramm schon geplant. Ebenso eine Agenda und eine Liste der Würdenträger, die Einladungen erwarten können.

Man hat mir gesagt, der Ausschuss habe sich den Kopf zerbrochen, in welcher Reihenfolge die Mitglieder von Mandelas Familie über seinen Tod, wenn er eintritt, informiert werden sollen. Wer wird zuerst benachrichtigt? Dies scheint, möchte man meinen, eine Nebensächlichkeitsfrage, aber es ist bezeichnend für die Zeitbombe, die nur darauf wartet, zu explodieren. In Südafrika ist es ein offenes Geheimnis, dass Mandela zwei Familien hat, die sich nicht grün sind. Die erste Familie, die Nachkommen aus Mandelas Ehe mit seiner ersten Frau, Evelyn Mase, befindet sich oft in offenem, bitteren Streit mit seiner zweiten, aus der Ehe mit Winnie Madikizela-Mandela stammenden Familie.

Grob gesagt hat die erste Familie das Gefühl, dass ihre Rolle in Mandelas Leben durch die Ehe mit Winnie in den Schatten gestellt worden sei, nachdem er und Evelyn 1958 sich scheiden liessen. Evelyn, eine tiefreligiöse Frau, wurde eine Zeugin Jehovas und führte vor ihrem Tod 2004 einen Laden im Ostkap.

1996, sechs Jahre nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft, trennte sich Mandela von Winnie. Diese war in einen Skandal um den Tod junger Männer in Soweto verwickelt und hatte eine allen bekannte Affäre mit einem Anwalt, Dali Mpofu. An seinem 80. Geburtstag, am 18. Juli 1998, heiratete er erneut. Graça Machel, die Witwe des mosambikanischen Führers Samora Machel, wurde seine dritte Frau. Graça, die bei der Heirat in ihren Fünfzigern war, versuchte oft, zwischen den beiden Familien als Friedensstifterin zu wirken, mit gemischtem Erfolg. Winnies Familie beispielsweise hat sich ganz von der Planung von Mandelas Begräbnis zurückgezogen. Es ist möglich, dass ihre Mitglieder ihre eigenen Pläne haben, aber niemand weiss Näheres und trotz wiederholter Anstrengungen meinerseits erhielt ich von niemandem in der zweiten Familie Auskunft.

Jede der beiden Parteien hat der anderen vorgeworfen, sie nütze Mandelas Name zu ihren eigenen Zwecken aus. «Die zweite Familie [diejenige Winnies] hat das Gefühl, sie besitze meinen Grossvater», sagte mir Ndileka Mandela bei meinem letzten Besuch. Ndileka beschreibt sich als «die Erste des Ersten der Ersten» – sie ist das älteste Kind von Mandelas erstgeborenem Sohn, Thembi, aus seiner ersten Ehe mit Evelyn.

Ich traf Ndileka erstmals, als ich für mein Buch «Young Mandela» recherchierte, wobei ich mit seiner Familie und der Nelson Mandela Foundation in engen Kontakt kam. Damals re-

Winnies Familie hat sich ganz von der Planung von Mandelas Begräbnis zurückgezogen.

dete sie mit mir erstmals über die Feindseligkeiten und Meinungsverschiedenheiten unter Mandelas Grossfamilien und gab mir Einblick in die tragischen Ereignisse, die alle von ihnen mitgemacht haben. Traurigerweise haben immer wieder Tragödien die Familie heimgesucht, zuletzt der Tod der dreizehnjährigen Zenani Mandela, die am Abend des Konzerts zur Eröffnung der Fussballweltmeisterschaften im Juni 2010 bei einem Autounfall ums Leben kam.

Aus meinen langen Begegnungen mit engen Familienangehörigen über längere Zeitspannen wurde mir klar, dass die beiden Familienzweige von den gleichen Umständen betroffen waren. Mandela war derart damit beschäftigt, Vater der Nation zu sein, dass er wenig Zeit hatte, um Vater seiner eigenen Kinder zu sein. Vor seiner Verurteilung 1962 war er auf der Flucht, und dann verbrachte er 27 Jahre im Gefängnis. Er war nie da. Einfach gesagt handelte es sich um eine dysfunktionale Familie, die versuchte, sich mit einem abwesenden Vater abzufinden.

Winnies Tochter Zindzi hat mir erzählt, wie sie es ihrem Vater verübelte, dass er auch nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis meist ab-

wesend war. Ich fragte mich, ob seit der Veröffentlichung meines Buchs es zwischen den sich bekämpfenden Parteien zu irgendwelcher Versöhnung gekommen sei. Ndileka erzählte mir, dass es eine Annäherung gegeben habe, die aber nicht von Dauer gewesen sei: «Unter der Oberfläche brodelt es ständig. Ich habe mich damit abgefunden, dass es ein Irrtum ist, uns als zusammengehörend zu porträtieren, wenn die ganze Welt weiss, welche riesigen Differenzen wir haben. Diese Differenzen existieren wie in allen Familien. Es ist schade, dass die unsrigen sich in der Öffentlichkeit abspielen.»

Boxturnier zum Geburtstag

Beide Familien überlegen sich bereits, wie sie im Juli Mandelas 95. Geburtstag feiern wollen. Es wird befürchtet, dass kommerzielle Erwägungen dabei eine Rolle spielen werden. Bisher beinhalten die einzigen öffentlich bekannt gemachten Pläne ein Geburtstags-Boxturnier in einem Casino in Monaco, an dem zwei Enkel der Familie, Ndaba und Kweku, teilnehmen sollen. In seiner Jugend trainierte Mandela als Boxer, und er hat sich zeit seines Lebens für den Sport begeistert. Ndaba sagte mir, dass die Idee von Tante Zindzi, Winnies Tochter, stammt. Wenn dem so ist, kann man bloss hoffen, dass dem Projekt ein besseres Schicksal beschieden sein wird als Zindzis letztem Turnier. Vor zwei Jahren versuchte sie, eine Geburtstagsboxveranstaltung für ihren Vater zu organisieren. Als aus dem Projekt nichts wurde, verklagte der Box-Promoter Duane Moody sie in den Vereinigten Staaten. Das diesjährige Turnier wird anschliessend an ein Bankett zu Ehren Mandelas abgehalten. Das Casino gibt sich der Illusion hin, dass Mandela, sofern er gesundheitlich imstande ist, anwesend sein werde.

Mandelas letzter runder Geburtstag, sein neunzigster, wurde bereits durch kommerziellen Druck vergällt. Die erste Familie organisierte im Ostkap, Mandelas Heimat, eine Geburtstagsfeier. Als Winnies Familie erfuhr, dass der Anlass dazu verwendet werde, um im Interesse von Maki, dem einzigen überlebenden Kind aus Mandelas erster Ehe, eine House-of-Mandela-Weinmarke zu lancieren, boykottierte sie die Feier. «Sie hatten das Gefühl, dass man unseren Grossvater nicht mit Alkohol in Verbindung bringen solle», sagte Ndileka, «aber für mich ist Wein ein Göttergetränk, etwas Biblisches. Am Ende gehört Grosspapas Name seiner Familie, er ist unser Erbe. Der Wein heisst nicht «Nelson Mandela», sondern «Madiba» vom House of Mandela [Madiba ist der Clannamen der Mandelas]. Unsere Seite der Familie traf den Entscheid, dass, was immer wir tun, wir nicht seinen Namen anführen.»

Man sagte mir, man habe Mandela gebeten, den Familienstreit bei seinem 90. Geburtstag zu schlichten. Darauf habe er geantwortet: «Dies geht mich nichts an. Dies ist eine Sache eurer Mütter.»

Das neueste Projekt, eine Reality-Fernsehsow mit dem Titel «Being Mandela», hat die Familien erneut gegeneinander aufgebracht. Stars der Show sind zwei Enkelinnen aus der zweiten Familie, Swati und Zaziwe, die Töchter von Zenani, Mandelas ältester Tochter aus seiner Ehe mit Winnie. Sie behaupten, das Programm habe die Zustimmung Mandelas. Das ganz improvisierte Programm bietet einen Einblick in ihr Familienleben und enthält Versatzstücke wie einen Besuch von Robben Island. Ndileka will die Bemühungen der Grosskinder der zweiten Familie, ihrer Cousins, nicht kritisieren: «Wissen Sie, ich will nicht sagen, dass sie dies falsch machen. Ich rede bloss für mich. Andere haben andere Ansichten.»

Mir ist allerdings bekannt, dass andere aus der Umgebung Mandelas über die Reality-Show, die bereits in den USA gezeigt wird und auch im ganzen südlichen Afrika ausgestrahlt werden soll, entsetzt sind. Die TV-Show bietet Swati und Zaziwe Gelegenheit, um Reklame für ihre Modelinie LWTF (Long Walk to Freedom – «langer Marsch in die Freiheit») von T-Shirts mit dem Bild von Mandela zu machen. 2007 hatte Mandela seine eigene Nelson Mandela Foundation angewiesen, sein Bild von allen vermarkteten Produkten zu entfernen. Er wollte nicht, dass sein Bild weiter aus-

Mandela hatte 2007 seine Stiftung angewiesen, sein Bild von allen Produkten zu entfernen.

genutzt werde. Inzwischen will man uns weismachen, dass er das neue Unternehmen voll billige. Skeptische Stimmen jedoch zweifeln, dass er weiss, was er unterstützt.

Alle Seiten der Familien sind sich einig, dass keine weiteren Fotos von ihm publiziert werden dürfen, aber am 2. Februar dieses Jahres erschien auf der Website der Show «Being Mandela» und anderswo in der südafrikanischen Presse das Bild von Mandela mit einem neugeborenen Grosskind auf dem Schoss. Die Frage stellt sich: Nützen solche Fotos, nützt das T-Shirt, nützt die TV-Show seinem Ansehen, oder schaden sie? Mandela verspürte eine gewisse Schuld, dass er wegen seiner völligen Hingabe an den politischen Kampf seiner Familie geschadet hatte. Vielleicht konnte er deshalb nicht nein sagen, als Familienmitglieder zu ihm kamen, um seine Einwilligung für die Vermarktung von Artikeln einzuholen.

Schliesslich hatte er den Mandela Trust und über zwanzig weitere Trusts zugunsten seiner Kinder und Grosskinder eingerichtet, damit alle nach seinem Tod davon profitieren können. Niemand wollte mir über Mandelas Vermögen Auskunft geben, aber anscheinend ist sein relativ bescheidener Besitz in diesen Trusts und in seinen zwei Häusern (in Qunu, in seinem Stammesgebiet, und in Houghton, in der Stadt) angelegt.



Feindseligkeiten: Anlass der Mandela-Stiftung, 2003 in Kapstadt, mit Oprah Winfrey.



Zorn: Mandela-Tochter Maki.



Mit Gattin Winnie nach seiner Freilassung, 1990.



Dritte Frau: Mandela, Graça Machel, 2005.



Reklame für die Modelinie: Reality-TV-Show «Being Mandela», Enkelinnen Swati, Zaziwe, Dorothy.

Wie Mandela wohl bewusst war, hatten die Leiden seiner Familie ihren Ursprung in seiner Lebensgeschichte. Er hatte Evelyn 1944 geheiratet und sich mit ihr in Soweto niedergelassen. Sie hatten vier Kinder, Thembi, der Vater von Ndileka, der 24-jährig bei einem Auto-unfall 1969 ums Leben kam; Makgatho, der im Alter von 55 Jahren 2005 an Aids starb; und Maki, die sich ihrem 60. Altersjahr nähert. Ein anderes Mädchen, ebenfalls Maki genannt, starb in frühem Kindesalter.

Absage an Roger Federer

Mandela hatte verschiedene Liebschaften, und nach ihrer Trennung beschuldigte ihn Evelyn der häuslichen Gewalt. Er hat die Anschuldigungen immer entschieden verneint, und sie waren auch nie Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. Aber Thembi war enttäuscht darüber, wie sein Vater seine Mutter behandelt hatte, und blieb mit ihm zerstritten. Er führte eine *shebeen*, eine illegale Bar, in Kapstadt, unweit von Robben Island. Er hat seinen Vater nie im Gefängnis besucht.

Thoko, Ndilekas Mutter, litt an Depressionen und heiratete wieder, doch ihr zweiter Mann starb gewaltsam in Polizeigewahrsam. Thoko beging 2002 Selbstmord. Sie stürzte sich im Hafen von Durban ins Wasser. Ihre Tante, Maki, hat offen von ihrem Zorn auf Mandela gesprochen. Es ist augenscheinlich, dass dies ihr das Erwachsenenleben vergällt hat und weiter vergällt. Zindzi sagte mir, wie sehr sie und Zenani, beides Töchter Winnies, an der Abwesenheit des Vaters litten. «Wir Madiba-Kinder hatten alle schwierige Beziehungen. Ich habe zweimal die Scheidung gesucht, es dann wieder versucht, aber die Ehe zerbrach sich. Auch meine Schwester hatte Schwierigkeiten, sie lebt heute getrennt. Makgatho hatte ebenfalls zwei Ehen. Es scheint ein Muster zu sein.»

Wie Maki im Falle ihrer Mutter Evelyn war auch Zindzi darüber unglücklich, wie ihr Vater ihre Mutter Winnie behandelt hatte. In Mandelas Abwesenheit war Winnie zunehmend politisch aktiv geworden, und die Bemühungen des Apartheidregimes, sie zu vernichten, hatten sie offenbar brutalisiert. Sie wurde angeklagt, am Tode von Stompie Seipei und noch zwei weiterer junger Männer mitschuldig zu sein. Die Anschuldigungen sind kürzlich aufgefrischt worden, als die Leichen zweier angeblicher Opfer exhumiert wurden. Nach Mandelas Entlassung wurde Winnie wegen Körperverletzung und Entführung zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt; aber nachher wurde das Urteil in zweiter Instanz umgestossen. Zindzi litt schwer unter der ganzen Angelegenheit. Sie sagte mir: «Unter der Dusche brach ich zusammen, aber ich fasste mich und kam mit erhobenem Haupt heraus.» Sie hat alles bis heute nicht verwunden. Ihre Enkelin Zenani wurde nach ihrer Schwester

benannt. Ich habe sie alle einmal an einem Anlass getroffen: eine sympathische, lebhafte Familie; die kleine, wache und neugierige Zenani immer an Winnies Seite; Winnie voll echten Charmes.

Mandela hat über 25 erwachsene Nachkommen, aber Mandla, ein Enkel aus der ersten Familie, ist der Einzige, der sich echt an Politik interessiert gezeigt hat. Mandlas Leben ist eine wahre Seifenoper. Man hat ihm vorgeworfen, sich bei der Entwicklung von Mandelas Geburtsdorf Mvezo wichtiggemacht zu haben. Auch hat man ihn beschuldigt, auf verschiedene Weise unrechtmässig profitiert zu haben. So soll er die Fernsehrechte an der Übertragung der Beerdigung seines Grossvaters der South African Broadcasting Corporation verkauft haben – ein Vorwurf, den er bestreitet. Auch hat er einen seiner Brüder beschuldigt, seiner zweiten Frau ein Kind angehängt zu haben. Der Bruder beschuldigte den Chauffeur, der seinerseits einen andern Bruder beschuldigte. Der noch nicht 40-jährige Mandla hat seither wieder geheiratet.

«Er ist ein Stück Dreck», sagte mir jemand aus dem Kreis Mandelas, aber ich habe Mandla getroffen und habe Sympathien für seine Anstrengungen, sich seinen Weg zu bahnen. Sein eigener Vater war in Mandelas Schatten gefan-

Er scherzte darüber, dass er sich im Himmel bei der ANC-Zweigstelle anmelden werde.

gen, und Mandla versucht wenigstens, sozial und politisch etwas zu erreichen. Er redet davon, Mvezo mit einem Gesundheitsdienst und mit Schulbildung zu versorgen. Es handelt sich um ein Flaggschiff-Projekt in einer völlig vernachlässigten Gegend des östlichen Kaps.

Mandlas Bruder Ndaba und Kweku, der Sohn ihrer Schwester Maki, haben sich zusammengesetzt, um die Africa Rising Foundation ins Leben zu rufen, die eine Reihe von Gesundheits-, Bildungs- und Leadership-Projekten unterstützt. Ndaba Mandela ist ein Treuhänder, aber sein Name erscheint bloss diskret auf ihrer Website. Kweku, den ich in Johannesburg besuchte, hat sich auch mit Filmprojekten auseinandergesetzt. Seine Cousinen ersuchten ihn um Rat, als sie ihre Reality-Fernsehshow planten. Er sagte ihnen: «Ladys, machen wir diese Show, und streben wir nach höchster Qualität. Habt Spass damit und achtet darauf, dass ihr nicht übers Ohr gehauen werdet.» Kweku unterstützt auch die LWTF-Modelinie seiner beiden Cousinen. Südafrikanische Marketingspezialisten reden bereits vom «Brand Madiba». Kweku glaubt, seinen Cousinen werde es gelingen, die Hinterlassenschaft des Grossvaters an eine neue Generation weiterzugeben.

Mac Marahaj hat seine Bedenken. Er fürchtet, Mandelas Name könne durch die Kom-

merzialisierung leiden. Er glaubt auch, dass alle, die sich mit Mandela auf irgendeine Weise in Verbindung bringen wollen, mitschuldig seien: der ANC, Bill Gates, Richard Branson, Morgan Freeman, Oprah Winfrey. Zuletzt auch Roger Federer, dessen Mutter versuchte, zur Unterstützung des Hilfswerks ihres Sohnes ein Zusammentreffen mit Mandela zu arrangieren und sich mit einer Absage nicht zufriedengeben wollte. Federers Agent Tony Godsick erklärte: «Roger wollte eine Privataudiens und ihm die Hand schütteln.»

Bei all dem Gerede über Fernsehen, Mode und Prominenz vergisst man gerne, dass Mandela ein episches Leben gelebt hat. Er überstand die Gefängnisjahre, die Wirren in Südafrika nach dem Ende der Apartheid und komplizierte, tragische Familienverhältnisse. Ich fragte Ndileka, eine geschulte Krankenschwester, wieso Mandela so lange am Leben geblieben sei. Hatten ihn all seine Anstrengungen nicht ausgelaugt? Ndileka, auf Intensivpflege ausgebildet, sagte, jeder sei seiner Gesundheit Schmied. Mandela habe zwar zeitweise getrunken und geraucht, aber nie im Übermass, und er habe sich körperlich fit gehalten.

Zudem glaubt sie nicht, dass Mandela bereit sei, zu sterben. Sie und Mac glaubten auch nicht, dass sein Ende nahe gewesen sei, als er vor Weihnachten wegen Schwierigkeiten bei der Behandlung seiner Gallensteine und einer Lungeninfektion ins Spital eingeliefert wurde. Mandela war immer bekannt für seinen Sinn für Humor. Er scherzte über seinen Tod und darüber, dass er sich im Himmel bei der ANC-Zweigstelle anmelden werde, um dort seine alten Kameraden zu sehen.

Im Fernsehen läuft National Geographic

An ihrem eigenen Geburtstag sass Ndileka vor kurzem mit Mandela zusammen und machte einige Fotos, die sie mir zeigte, die aber nie veröffentlicht werden können. Darauf sieht man eine Gestalt, die, obschon spatzendürr, keineswegs an der Schwelle zum Tod zu sein scheint. Manchmal, sagte sie, habe er den Anschein gemacht, als ob er nicht wisse, dass sie bei ihm sei, aber wenn sie aufstand, um fortzugehen, habe er ihr gesagt: «Setz dich.» Bei ihrem letzten Besuch habe er den National Geographic Channel geschaut. Sein Sehvermögen sei noch immer gut. Auf dem Bildschirm hätten – sehr zu Mandelas Vergnügen – zwei Löwen einen Büffel gejagt und erwischt. Er habe Ndileka aufs Bein geklopft, um sie aufzufordern, mitzuschauen und seine Freude zu teilen.

Ich vermute, die beiden Löwen waren Nelson Mandela und Oliver Tambo. Und der Büffel war das Apartheidregime, das schliesslich von dem uralten Mann auf dem Stuhl niedergeworfen und besiegt worden war.

© The Sunday Times
Aus dem Englischen von Hanspeter Born



Die Berge gähnen: «Heimatschutz» vom russischen Maler Igor Novikov, 2010.



Herrer Heimatschutz

Von Daniele Muscionico

Die Holzfäller gehen übers Wasser wie ein Scherenschnitt-Christus, bauen sich auf vor dem Alpenkranz, holen zum Streich weit aus, heiliger Hodler!, und trennen den Feind von seinem Kopf.

Dem Thunersee ist's egal, die Berge gähnen, und wären die Wolken nicht, weit oben, keiner hätt's gesehen. Und keiner könnte hier davon erzählen. Denn das Minarett, um seinen Sprengkopf gekürzt, versank nach der Freveltat im bewusstlosen Blau des Sees. (Klingt von Ferne nicht ein Jodel? *Glöggets* oben nicht vom Vieh?)

Aus den Augen, aus dem Sinn. Für immer? So sicher sollen wir uns nicht sein. Ein russischer Künstler hat die Szene festgehalten, als wolle er uns daran hindern, sie vorschnell zu vergessen. Obwohl, wer sägt hier eigentlich, und wer hatte damals gesägt, im November vor drei Jahren? Das Volk war's, erinnert uns der Künstler, und das Volk, sagt er, hat kein Gesicht.

Igor Novikov, der Moskauer Maler mit Wahlheimat Schweiz, muss es wissen. Seine Herkunft und seine Biografie prädestinieren ihn dafür, Dinge, die wir als selbstverständlich nehmen, schärfer zu sehen. Novikov misstraut dem friedlichen Bergsee-Blau, und gegen neutral geweihte Volksarmisten hegt er naturgemäss Verdacht.

Novikov (1961 geboren), Absolvent des berühmten Surikow-Kunstinstituts, zählt zur Generation russischer Künstler, deren prägende Entwicklung zur Zeit des Niedergangs der Sowjetunion und der Perestroika stattgefunden hat. Und tatsächlich schien es zunächst, als ob der einst ungeliebte Kunststudent ein Glückskind des Neuanfangs sei, die staatliche Tretjakow-Galerie in Moskau richtete ihm 1993 eine Retrospektive aus.

Novikovs erster Besuch in der Schweiz im Jahr 1989, eine Ausstellung im städtischen Kunstmuseum von Martigny, wurde für ihn zum Sprungbrett für eine erfolgreiche Karriere im Westen. Und die Distanz zu seiner Heimat gestattet ihm, im Osten kompromisslos zu sein: In einer mit «Neuanfang» betitelten Arbeit von 2009 schmückt er die Silhouette des Roten Platzes mit den Labels Coca-Cola, Mercedes, Boss oder McDonald's; und das Mausoleum, in dem Lenins Leichnam bis heute ausharrt, schreibt er als «Wechselstube» an.

Doch was Heimat ist, bedarf des Schutzes, glauben Stimmen hüben wie drüben. Deshalb versenkt unser Land seine Minarett im Bergsee, und darum sind Novikovs Bilder in seinem Land unerwünscht. Oh Heimat, oh Schutz vor ihr!

Publikation zu Igor Novikov: Impression 100:50. Nadja Brykina Gallery, Zürich. www.artigor.com

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ...
(*Carl's Books*)
- 2 (2) **Eveline Hasler**: Mit dem letzten Schiff
(*Nagel & Kimche*)
- 3 (3) **Jussi Adler-Olsen**: Das Washington-Dekret (DTV)
- 4 (8) **Arne Dahl**: Zorn (*Piper*)
- 5 (5) **Paulo Coelho**: Die Schriften von Accra
(*Diogenes*)
- 6 (4) **Nora Roberts**: Die letzte Zeugin
(*Blanvalet*)
- 7 (9) **Timur Vermes**: Er ist wieder da (*Eichborn*)
- 8 (–) **Doris Knecht**: Besser (*Rowohlt*)
- 9 (6) **Franz Hohler**: Der Geisterfahrer
(*Luchterhand*)
- 10 (7) **Volker Klüpfel, Michael Kobr**:
Herzblut (*Droemer/Knaur*)

Sachbücher

- 1 (1) **Jacky Gehring**: Body Reset –
Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 2 (5) **Rolf Dobelli**:
Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3 (9) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren
Handelns (*Hanser*)
- 4 (3) **Jacky Gehring**: Body Reset –
Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 5 (2) **Manfred Lütz**: Bluff! Die Fälschung der
Welt (*Droemer/Knaur*)
- 6 (8) **Joshua Clark, Mark Lauren**:
Fit ohne Geräte (*Riva*)
- 7 (–) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende
am meisten bereuen (*Arkana*)
- 8 (6) **Joshua Clark, Mark Lauren**:
Fit ohne Geräte für Frauen (*Riva*)
- 9 (4) **Petra Bock**: Mindfuck – Warum
wir uns ... (*Droemer/Knaur*)
- 10 (–) **Florian Illies**: 1913 – Der Sommer
des Jahrhunderts (*S. Fischer*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Mediacontrol

Apropos: Irgendwie ironisch

Man stelle sich vor, Kunstexperten lobten jahrelang einen Künstler – und plötzlich stellt sich heraus, dass er ein Holocaust-Leugner ist. So geschehen in den USA mit dem Keramikünstler Charles Krafft. Die Zeitschrift *New Yorker* ging dem Fall auf mehreren Seiten nach, und es zeigt sich: die Reaktionen der Kunstkritiker, die dem Künstler gehuldigt hatten, sind aufschlussreicher für das Funktionieren der Kunstszene als die Enthüllung selbst. Zum Teil sagen Kritiker, sie hätten die Nazi-Gesinnung durchaus bemerkt, aber bewusst ignoriert. Andere Experten geben an, sie hätten Kraffts Nazi-Anspielungen als Ironie verstanden gehabt. Wahrscheinlich ist dies tatsächlich ein Hauptmerkmal der zeitgenössischen Kunst: Im Zweifel ist alles irgendwie ironisch. (rb)

Humor

Grosi und Wurst

Die neue CD von Gabriel Vetter zeigt: Slam-Poetry ist heute bloss ein anderes Wort für politisches Kabarett. Von Rico Bandle



Sicht des einfachen Mannes: Poet Vetter, 30.

Bei einem klassischen Poetry-Slam tragen verschrobene Autoren vor einer johlenden Menge ihre Texte vor, das Publikum verteilt Noten, der Sieger erhält eine Flasche Whisky. Solche Vortragswettbewerbe gibt es noch immer, doch mittlerweile treten die Slam-Poeten meistens ohne Bewertung und Aussicht auf eine alkoholische Trophäe auf.

Poetry-Slam ohne Wettstreitcharakter unterscheidet sich in der Regel nicht mehr vom klassischen Kabarett. Der Inhalt ist oft politisch, die Texte sind auf Pointen hin geschrieben. Weil aber das Wort «Kabarett» einen verstaubten Ruf hat, bleiben die Protagonisten lieber bei der modischen Bezeichnung «Poetry-Slam», reisen aber wie Kabarettisten von Kleintheater zu Kleintheater, die besten unter ihnen sind regelmässig zu Gast in der SRF-Satiresendung «Giacobbo/Müller».

So auch Gabriel Vetter, der bekannteste Slam-Poet der Schweiz. 2004 und 2007 gewann der Schaffhauser die deutschsprachigen Poetry-Slam-Meisterschaften, heute, mit dreissig Jahren, hat er eine eigene satirische Radiosendung auf SRF 1 und ist Hausautor am Theater Basel. Sein erstes Stück, «Der Park», wird am 14. April uraufgeführt. Vetter, ein kleiner, stämmiger Mann mit Dreitagebart, ist im Zentrum des bürgerlichen Kulturlebens angekommen – und das merkt man auch seiner neuen Slam-Poetry-CD «Vive la Résidence!»

an, die abgeklärter und auch braver daher kommt als seine früheren Programme.

Am liebsten nimmt Vetter die Sicht des einfachen Mannes an, der gegen die Schweiz und die Welt poltert. Dass dieser spiessige Schweizer aus einer eher ländlichen Gegend kommt, versteht sich von selbst, dass er nicht mit Sozialdemokraten sympathisiert, ebenso. Entsprechend entstehen Nummern, die vom Inhalt her genauso gut aus einem Kabarett-Programm von Franz Hohler aus den 1980er Jahren stammen könnten. Zum Beispiel, wenn Vetter die «Minderheit der Superreichen» bemitleidet, die nur noch in «Indianerreservaten rund um den Zugersee» wohnen könnten. Das ist nur beschränkt originell – und trotzdem bleibt man bei Vetter hängen. Erstens, weil er seine Texte in einer Intensität vorträgt, als ginge es um Leben und Tod. Und zweitens, weil seine vermeintlich einfach gestrickten Figuren dann doch geniale Einfälle haben, ähnlich einem dummen August im Zirkus, der sich am Schluss als cleverer Kopf erweist.

Metzgerlehrlinge im Museum

Vetter greift immer wieder ähnliche Motive auf. Sein Grosi kommt in jeder zweiten Nummer vor, besonders geschickt ist aber sein Umgang mit der Wurst: Seine Nummer, in der ein Cervelat sich über sein Cervelatdasein beschwert, ist zum Klassiker geworden, und auch auf der neuen CD fällt eine Wurstnummer positiv auf. Eine filigrane Lehrerin geht mit ihrer Metzgerlehrlingsklasse ins Kunstmuseum und will den kantigen Landburschen, alles 120 Kilogramm schwere und schwitzende Kerle, die feine Seite des Lebens zeigen. Natürlich können die Burschen mit der modernen Kunst nichts anfangen, schon gar nicht wollen sie darüber reden, was sie in den Bildern sehen.

Doch sobald sie auf die Wurst zu sprechen kommen, reden sie plötzlich wie die abgehobenen Kuratoren: «Die Wurst ist der Ausgang des Fleisches aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit.» Oder: «*Chümi-Cervelat* aus der Toggenburger Schule ist ein postmodernes Zitat vom Schweine-Cervelat aus dem 18. Jahrhundert.» Die Lehrerin versteht plötzlich nichts mehr. Vielleicht lohnt es sich manchmal, sich an die Weisheit eines Metzgerlehrlings zu halten: «Wurst kommt von Wissen.»

Gabriel Vetter: Vive la Résidence! Slam-Poetry live.
Der gesunde Menschenversand

Kassiber aus der Kindheit

Laura Mvula gehört mit ihrem geheimnisvollen Soul-Pop zu den grossen Talenten der Branche. *Von Thomas Wördehoff*

Hin und wieder segeln einem Worte von vorgestern in die Gehörgänge, und man weiss nicht recht, warum und woher man sie kennt. «Bezaubernd» ist so ein Wort wie auch «berückend» oder «betörend» – allesamt (noch so eins!) Vokabeln wie aus einem verwitterten Operettenland herausgepurzelt, in dem Johannes Heesters immer noch Frauenheld ist.

Aber «betörend» schießt einem tatsächlich durch den Kopf, wenn man die Musik von Laura Mvula hört. Und beim Hören bemerkt man schliesslich, dass es manchmal nur einen Federstrich braucht, einen Flügelschlag oder ein Flügelhorn mit Frauenstimme – und man ist verzaubert. Laura Mvula schafft das mit ihren Songs, mit ihrer Stimme und ihren märchenhaften Arrangements. Mit Operette hat das alles rein gar nichts zu tun, merkwürdigerweise eher noch mit den verwegenen und auch noch tanzbaren Soul-Träumen einer knapp Sechszwanzigjährigen, die in der BBC-Liste Sound of 2013 einen der oberen Plätze einnahm und von der britischen Presse unisono bereits als eine der Zukunftsbegabungen der Branche gepriesen wird. Selbst Jamie Cullum outete sich als Fan.

Rezepte aus grauer Vorzeit

Gibt's immer wieder, könnte man sagen. Doch bei Laura Mvulas Soul-Pop mit Jazz-Parfüm stehen noch keine Hitparadenplätze oder Verkaufszahlen Pate. Mvulas Debütalbum «Sing to

the Moon» tummelt sich derzeit auf Platz 39 der britischen Charts, nicht schlecht, aber auch kein Überflieger. Kein Wunder, denn das Handwerkszeug der umwerfend schönen Londonerin taugt nicht zum schnellen Abräumen, ihr Potenzial liegt eindeutig im anspruchsvoll verspielten Song. Dabei greift sie auf Rezepte aus grauer Vorzeit zurück: Ihr Instrumentarium sind verwunschene Instrumente wie Glockenspiel und Xylophone, ein Streichtrio oder auch mehrstimmig gesetzte Vokalisieren, die Traumchoräle zwischen Beach-Boys-Harmonien und den Swingle Singers in die Songs schießen. Dabei lässt Mvula auch schon mal Rhythmen parallel übereinanderlaufen («That's Alright»), die einem den Schwindel in die Gehörgänge jagen können.

Normalerweise würde man bei derartigen Anmutungen sofort dankend ablehnen, aber nicht so bei Laura Mvula: Natürlich spürt man ihr das vierjährige Kompositionsstudium am Birmingham Conservatoire an, ihre Songs sind voller Raffinement und Ideen, gleichzeitig aber auch eine Sammlung geheimnisvoller Kassiber aus der Kindheit. Eigentlich sind es Kinderlieder, unbefangen und funkensprühend, und durch die mitreissende Drei-Oktaven-Soul-Stimme der Mvula tatsächlich betörend schön. Laura Mvula jedenfalls sorgt dafür, dass das Wort auch in Zukunft seine Berechtigung hat.

Laura Mvula: Sing to the Moon



Eigentlich sind es Kinderlieder: Laura Mvula.

Die swingendste Art von Fusion

Von Peter Ruedi

It Don't Mean a Thing (If It Ain't Got That Swing)» nannte Duke Ellington 1931 eine seiner Erfindungen. Was er meinte, Swing als rhythmische Qualität, wurde zum Hauptcharakteristikum des Jazz und zum Gegenstand zahlloser (pseudo)musikwissenschaftlicher Bramarbasereien über diesen. Mit dem Aufkommen der binären Rhythmik des Rock wurde der Begriff anrücklich, im Sinn des berühmten Frank-Zappa-Zitats («Jazz isn't dead, it just smells funny»). Dabei wäre das sich jeder Definition entziehende Phänomen auch ein Kriterium für die Qualität von Zappas eigener Musik. (Nur so viel: Es hat etwas zu tun mit dem Konflikt zwischen objektiv messbarer und gefühlter Zeit; zwischen *time* und *timing*. Womit wir schon mittendrin wären in der Schwadroniererei) – Was ich meine: Es gibt auch binäre Musik (Rock, Fusion), die swingt wie der Teufel.

Beispielhaft zu hören ist dies auf der jüngsten, kommenden Mai erscheinenden CD einer Gruppe, die seit 1996 unter dem merkwürdigen Namen Niacin und aus dem Organisten John Novello, dem E-Bassisten Billy Sheehan und dem Drummer Dennis Chambers besteht. Niacin ist C₆H₅NO₂, besser bekannt als Vitamin B₃, und das eben ist der Witz: Novello spielt die Hammond B₃, und das zeigt die Richtung an: die Herkunft von den B₃-Bands der sechziger, siebziger Jahre, im Jazz (Jimmy Smith, Larry Young) wie im Rock (Keith Emerson). Um genau zu sein: Dieses Trio infernal, das weder von Free-Eskapaden, knalligen Blues-Grooves, wummernden Sound-Panoramen oder halbsbrecherischen Unisonos zurückschreckt, wechselt locker zwischen binärer und ternärer Rhythmik, und in beiden Bereichen swingt es wie eine abgesandte Delegation des Leibhaftigen. Dabei sind zumindest Novello und Sheehan Mitglieder von Christian Science. Im Sinn der glaubensmässigen Correctness mag das den einen oder die andere abhalten.

Mir ist's so was von egal – solange ich, über meine Bewunderung für so viel Artistik, Punch, völlig diesseitige Spielfreude hinaus, nicht zu anderen Kniefällen gezwungen werde. «It wouldn't mean a thing. But it swings!»



Niacin (John Novello, Billy Sheehan, Dennis Chambers): Krush. Intuition INT 3417 2

Top 10

Knorr's Liste

1	Django Unchained	★★★★★
	Regie: Quentin Tarantino	
2	A Late Quartet	★★★★☆
	Regie: Yaron Zilberman	
3	No	★★★★☆
	Regie: Pablo Larraín	
4	Laurence Anyways	★★★★☆
	Regie: Xavier Dolan	
5	Jack the Giant Slayer (3-D)	★★★☆☆
	Regie: Bryan Singer	
6	Hitchcock	★★★☆☆
	Regie: Sacha Gervasi	
7	This Is 40	★★★☆☆
	Regie: Judd Apatow	
8	Nachtzug nach Lissabon	★★★☆☆
	Regie: Bille August	
9	Oz the Great and Powerful	★★★☆☆
	Regie: Sam Raimi	
10	3096 Tage	★★☆☆☆
	Regie: Sherry Hormann	

Kinozuschauer

1 (1)	The Croods (3-D)	32 891
	Regie: Kirk De Micco	
2 (-)	G. I. Joe Retaliation	31 285
	Regie: Jon M. Chu	
3 (-)	Identity Thief	23 504
	Regie: Seth Gordon	
4 (2)	Nachtzug nach Lissabon	16 121
	Regie: Bille August	
5 (5)	Safe Haven	9468
	Regie: Lasse Hallström	
6 (4)	Spring Breakers	7721
	Regie: Harmony Korine	
7 (3)	This Is 40	7176
	Regie: Judd Apatow	
8 (6)	Oz the Great and Powerful	6070
	Regie: Sam Raimi	
9 (7)	Hansel and Gretel: Witch Hunters	5397
	Regie: Tommy Wirkola	
10 (7)	Kokowääh 2	4929
	Regie: Til Schweiger	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Twilight: Breaking Dawn 2 (Ascot Elite)
2 (-)	Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger (Fox)
3 (2)	Skyfall (Fox)
4 (3)	96 Hours: Taken 2 (Rainbow)
5 (-)	Ralph reichts (Disney)
6 (1)	Resident Evil: Retribution (Rainbow)
7 (5)	More than Honey (TBA)
8 (4)	Argo (Warner)
9 (6)	Das Schwergewicht (Sony)
10 (7)	Madagascar 3 (Rainbow)

Quelle: Media Control



Wild wie das Astwerk eines Sumpfgestrüpps, in dem Dornen stecken: Lena (Alice Englert).

Kino

Im Drüben fischen

Nach der «Twilight Saga» die «Caster Chronicles». Nach der unsterblichen Liebe mit einem Vampir die Hingabe an eine Hexe. Von Wolfram Knorr

Die ganze Welt», heisst es in Tennessee Williams Ehekomödie «Zeit der Anpassung», «ist ein grosses Krankenhaus, eine grosse neurologische Abteilung.» Das Showbiz auf jeden Fall. Seit die US-Autorin Stephenie Meyer – vermutlich inspiriert von Joanne K. Rowlings Abrakadabra-Fabel «Harry Potter» – eine unsterbliche Liebe zwischen einem Teenie und einem Vampir-Beau in der «Twilight Saga» durchbuchstabierte und – wie Kollegin Rowling – auch noch dank medialem Multiplikator in Hollywood zu traumhaft pekuniärem Ruhm aufstieg, wird fleissig im Drüben gefischt.

Suzanne Collins erfand «The Hunger Games» («Die Tribute von Panem»), Cassandra Clare «The Mortal Instruments» («Chroniken der Unterwelt»), Isaac Marion «Warm Bodies» («Mein fahler Freund»), und selbst eine deutsche Kinderbuchautorin mischt mit «Rubinrot», über einen Knaben mit Zeitreise-Gen, im Irrsinn mit. Brandheiss sind momentan die «Caster Chronicles» von Kami Garcia und Margaret Stohl, deren erster Band «Sixteen Moons» unter dem Titel «Beautiful Creatures» eben verfilmt wurde und von der sagenhaften Hingabe eines Südstaatenbengels zu einer sogenannten *caster*, vulgo Hexe, erzählt.

Ethan Wate (Alden Ehrenreich) verliebt sich in die neue Mitschülerin Lena Duchannes (Alice Englert); doch Lena ist anders und soll sich –

geht's nach Onkel Ravenwood (Jeremy Irons) – nicht in einen profanen Halbstarcken vergucken; es steht ihr 16. Geburtstag bevor, der bei den *casters* eine Art Initiationsritus ist. Da entscheidet sich, ob sie eine gute oder böse Hexe wird. In unseren Gesellschaften, die die starren, hierarchisch organisierten Sozialstrukturen kaum mehr kennen, hat die «Dauerkose» ausgedient und existiert nur noch als Sehnsuchtsstereotyp in der Unterhaltungsbranche (etwa im Schlager). Schmachtromanzen müssen deshalb auf extreme Gegensatzmodelle zurückgreifen, um die «unsterbliche Liebe» als schönen Traum zu erhalten. In «Warm Bodies» werden Zombies bemüht; in «Beautiful Creatures» Hexen; und «Hunger Games» mixt Antike und Science-Fiction für sadistische Spiele, gegen die sich die Liebe stemmt.

Der Zauber entsteht nur aus fernwirkenden Extremen; nur das macht die Minne ewig und ideal. Regisseur Richard LaGravenese bewies schon als Autor mit «The Bridges of Madison County» (von und mit Clint Eastwood verfilmt), dass er ein Händchen für unkonventionelle Konstellationen hat. In «Beautiful Creatures» reduziert er den Hexenhokuspokus und jasmignen Amour-Kitsch aufs unerlässliche Minimum, betont dafür die Probleme der Jugendlichen mit ihrem Anderssein, das zugleich als Last und Notwendigkeit empfunden wird. Alice

Englert als dunkelhaarige Lena, wild wie das Astwerk eines Sumpfgestrüpps, in dem Dornen stecken, ist als präraffaelitischer Fiebertraum überzeugend; dem quäkenden Alden Ehrenreich dagegen nimmt man den Rebellen kaum ab, der «verbotene» Bücher von Kurt Vonnegut und Henry Miller liest. Aber was soll's, die «Southern Gothic»-Morbidezza, das wusste keiner besser als Tennessee Williams, gebärt nicht nur Gespenster, auch Neurotiker. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Dead Man Down — Der Däne Niels Arden Oplev, der als Regisseur der «Millennium»-Trilogie Furore machte, kommt auch aus der Talentschmiede dieses Landes, in der es von hochbegabten Drehbuchautoren und Regisseuren nur so wimmelt. Für seine erste US-Produktion holte er sich wieder Noomi Rapace aus der «Millennium»-Trilogie und gab ihr eine ähnlich gelagerte Rolle an der Seite von Colin Farrell als düsterem Auftragskiller. Die Rache-Story aus dem Gang-Milieu ist eine finstere Orpheus-Moritat. Farrell, dem Frau und Kind ermordet werden, steigt hinab in die Unterwelt grausiger Gangs und glaubt, mit der Rache seine Geliebten aus der Verdammnis zu erlösen. Auf dem Weg nach unten trifft er die mysteriöse Rapace, eine Mischung aus Sirene und Eurydike, deren Seele nicht weniger lädiert ist als die seine. Oplev fand präzise Bilder,



In der Unterwelt: Farrell in «Dead Man Down».

etwa im wuchtig bedrückenden Backsteinwohnsilo, für ein faszinierend lebensunfrohes Ambiente. Das Finale allerdings ist dann doch zu albern. ★★★☆☆

Le magasin des suicides — Das kuriose Animationssingspiel von Patrice Leconte («Monsieur Hire»), nach dem Roman von Georges Simenon, ist Kapitalismuskritik. Eine Familie lebt von der Selbstmordlust seiner Mitbürger



Gnadenloses System: «Le magasin des suicides».

und bietet in ihrem hochfrequentierten Laden die vielseitigsten Methoden an. Da sich ein solcher marktwirtschaftlicher Zweig aber irgendwann aufheben würde, folgt die Moral – zurück zur Lebensfreude –, die leider den Spass am gnadenlosen System ins Süssliche eskamotiert. Die Figuren sind dafür herrlich bizarr. ★★★☆☆

The Croods — Der Trickfilm hat seit je ein Faible für Prähistorie. Angefangen bei Winsor McCays «Gertie the Dinosaur» über «The Flintstones» bis «Ice Age», und nun kommen die Croods dazu, die sich ängstlich verbarrikadieren, bis es Teenie-Göre Eep raus aus der Höhle in die Welt treibt. Die Animationsabteilung der Dreamworks-Studios versucht seit Jahren, die Pixar-Vorherrschaft zu brechen, und setzt diesmal voll auf Prestige, engagiert Briten und andere hochkarätige Spezialisten. Und tatsächlich ist der Familienulk ziemlich originell, sehr furios und, klar, in 3-D. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Was halten Sie von den schauspielerischen Qualitäten George Clooneys, den man mehr in der Werbung als auf der Leinwand sieht? H. H., Basel



Seine Anfänge waren – wie bei vielen Stars – kurios («Rückkehr der Killertomaten», 1988), aber bereits als Kinderarzt in der TV-Serie «Emergency Room» fiel er auf. Er verkörpert – was heute

immer seltener auf der Leinwand zu sehen ist – das Gegenteil der inflationären krafttrotzenden Testosteron-Heinis, den Gentleman

alter Schule. Mit seiner lässigen Haltung, frisiert, gepflegt, elegant, ohne derbe Rohheit, macht er den Typus, der in den Nachkriegsjahren (bis in die Siebziger) zu den wichtigsten Identifikationsfiguren gehörte, wieder salonfähig: Cary Grant, Gregory Peck, James Stewart, Gary Cooper. Es ist der immer wie aus dem Ei gepellte aufrechte Nachbar, ein eher konservativer Gentleman, der unsere Welt zwar für verrückt hält, aber sich mit ihr eben arrangiert. Und das überzeugt.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Giacobbos Knie

Von Rico Bandle

Der Circus Knie nennt sich stolz «National-Circus», obschon er ganz ohne Subventionen auskommt. Die Verantwortlichen des Schweizer Fernsehens hingegen reagieren allergisch auf den Begriff «Staatsfernsehen», obschon sie von gesetzlich verordneten Gebühren leben. Das Bindeglied zwischen den zwei so unterschiedlichen Betrieben findet sich im Humoristen Viktor Giacobbo. 2006 war er äusserst erfolgreich als Gastkomiker mit dem Zirkus auf Tournee, zu der Direktorenfamilie hat er noch immer eine freundschaftliche Beziehung. Der Gedanke, seine SRF-Satiresendung «Giacobbo/Müller» einmal in den Knie zu verleihen, erscheint daher nicht allzu abwegig.

Giacobbo sprach im Vorfeld von einem «Experiment»; wahrscheinlich ahnte er, dass das Unterfangen schwierig würde – sein Mut, es trotzdem durchzuziehen, verdient aber durchaus Anerkennung. Die Sendung am Sonntagabend hatte allerdings etwas Bemühtes: Das «Giacobbo/Müller»-Pültchen wollte sich optisch nicht in die grosse Manege fügen, die politischen Einspieler und das Gespräch mit SVP-Staatsrat Oskar Freysinger wirkten in dem Umfeld, das in erster Linie mit Kindheitserinnerungen verbunden wird, fehl am Platz, und dass die Sendezeit verlängert wurde, war der Spannung wenig zuträglich.

Für solche Sondersendungen soll es am Fernsehen aber durchaus einen Platz haben. Die Frage bleibt eher: Weshalb präsentiert der Circus Knie zu Beginn der Saison seine besten Nummern im Fernsehen? Natürlich ist da der Werbeeffect – doch nicht ohne Grund achteten die Knies früher genau darauf, dass nicht allzu viel aus ihrem Programm im Fernsehen gezeigt wird. Nimmt man die Übertragung des Circus-Festivals von Monte Carlo vom Vortag auf SRF 1, wo die nordkoreanische Flugtrapez-Gruppe aus dem aktuellen Knie-Programm auftrat, plus die fünf Nummern, die bei «Giacobbo/Müller» gezeigt wurden, bleibt für die Fernsehzuschauer nur noch wenig Grund, den Circus Knie zu besuchen.

Als Fazit bleibt: Eine Symbiose bilden National-Circus und Staatsfernsehen nicht, trotz aller Bemühungen Giacobbos.

Giacobbo/Müller im Circus Knie: Sonntag, SRF1.

Kraftvoll, tatendurstig

Neues aus der Zürcher Theaterszene; die zweite «Gala de Berne» steht. Von *Hildegard Schwaninger*

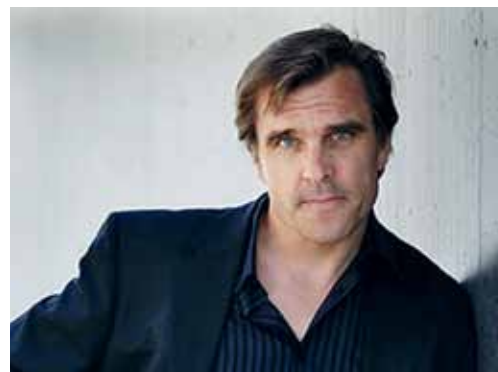


Seit Jahrzehnten unterwegs: Schauspielerin Rossi.

Die Schauspielerin **Graziella Rossi**: schöne Frau, kraftvoll, tatendurstig, immer in Bewegung. Fast jeden Abend steht die Schaffhauserin auf der Bühne, seit Jahrzehnten, unermüdlich unterwegs zwischen Zürich, Wien, Berlin, New York und sogar Russland. Am liebsten spielt sie starke Frauen, **Maria Callas** wurde zur Paraderolle, **Medea**, die Psychoanalytikerin **Sabina Spielrein**, demnächst **Anna Magdalena Bach**, die Frau von **Johann Sebastian Bach**. Sie hat etwa zehn Rollen im Kopf. Gemeinsam mit ihrem Lebenspartner, Schauspieler **Helmut Vogel**, macht sie literarische Abende im Zürcher Sogar-Theater (über Walter Mehring «Mit der Güte des Menschen war's mal wieder nichts») oder im Cabaret Voltaire (über Hanns Eisler und seine Frauengeschichten), und im Theater Rigiblick gehört sie zum harten Kern. Die beiden Theater befinden sich ebenfalls in Zürich.

Wenn Graziella Rossi auftritt, stehen die Theaterbesucher Schlange. Etwas Spannendes bereitet sie für die unter dem Motto «Treibhaus Wagner» stehenden Zürcher Festspiele vor: ein Programm mit **Armin Brunner** (Musik und Regie) über **Richard Wagner** in Mariafeld. Auf dem Landgut Mariafeld bei Meilen, das der Familie Wille gehört, war Wagner 1864 zu Gast – auf der Flucht vor seinen Gläubigern und überzeugt: «Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche» (Programmtitel).

Für die Zürcher Theaterszene ist das Theater Rigiblick ein Glücksfall. Ein Haus mit 200 Plätzen, einer gemütlichen Beiz und einem meist originellen musikalisch-literarischen Programm. Das Theater war bei seiner Eröffnung 2004 eine Art Quartiertheater für Zürichberg-Bewohner (Besucher der ersten Stunde war alt Bundesrat **Moritz Leuenberger**), mittlerweile ist es ein Theater mit überregionaler Anziehungskraft. 2004 war der Umsatz 110 000 Franken im Jahr, heute sind es 1,7 Millionen. Das Theater hat 87 Prozent Auslastung, nur 200 000



Erfolgskonzept: Theatermann Rohr.

Franken Subventionen im Jahr, 700 eingetragene Freunde und Tickets für 33 bis 39 Franken.

Das Programm ist multimulti. Hinter dem Erfolgskonzept steht **Daniel (Dani) Rohr**, der

das Haus seit 2004 leitet. Der Schauspieler, Sänger und Regisseur machte eine Banklehre, bevor er die Matura machte, dann studierte er am Mozarteum in Salzburg. Er spielte in Filmen mit, baute ein riesiges Netzwerk auf.

Corinna Harfouch kennt er seit dem Film «Giulias Verschwinden», sie tritt im Sommer im Rahmen der Festspiele im Theater Rigiblick auf, in einem Programm über **Cosima** und **Richard Wagner** und **Friedrich Nietzsche**. Zu Dani Rohr kommen alle, die halbe Zürcher Regierung gehört zum Stammpublikum oder stand hier schon auf der Bühne.

Zu den engen Freunden, die das Theaterprofil mitgestalten, gehören Musiker **Dani Fueter**, Schriftsteller **Urs Widmer**, Regisseur **Volker Hesse**.

Pläne: Zum Jubiläumsprogramm 2014 kommt im Salis-Verlag ein Buch über das «Rigiblick» heraus, und Dani Rohr macht, nachdem der Abend über Pink Floyd so erfolgreich war, ein Projekt über den britischen Rocker **Elvis Costello**.

Mit seiner ersten «Gala de Berne» hat MPR-Unternehmer **Claudio Righetti** die Hauptstadt in den Mittelpunkt gestellt. Jetzt steht fest: Es findet auch eine zweite Gala de Berne statt – am 17. Oktober.

Vorher macht Righetti einen Abend, der eine bisher unbekannte Kunstsammlung berühmt machen soll: die **Bromer Art Collection** in



Prinzessin auf der Gästeliste: Righetti (l.), Herren.

Roggwil. Die Sammlung des Immobilienunternehmers und leidenschaftlichen Velorennfahrers **René Brogli** (zirka tausend Werke) wurde von **Christian Herren** für ein zeitgenössisches Kunstmuseum strukturiert und organisiert. Christian Herren ist mit 21 Jahren der jüngste Museumskurator der Schweiz. Die Eröffnung soll glanzvoll werden. Der Künstler **Roman Signer** wird unter den Gästen sein und die adelige Kunstberaterin **Tatjana Prinzessin zu Schaumburg-Lippe** (Ehrensache, dass bei Righetti immer mindestens eine Prinzessin dabei ist!).

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Unter der Chuppa

Hanna Donath, 34, schrieb einen Roman über eine jüdische Hochzeit, die beinahe in einer Katastrophe endet. Warum Scherben Glück bringen, weiss sie schon seit ihrer Kindheit. *Teil 1*



«Kein Engel an meiner Seite»: Autorin Donath.

Die Story: Ich wollte eine alltägliche jüdische Geschichte erzählen, nichts Historisches oder Theoretisches, sondern einfach eine Geschichte, in der der jüdische Hintergrund Teil der Story ist. Wir leben ja auch so: Für meine Freunde und meinen Partner Joris ist es nicht ungewöhnlich, dass ich Jüdin bin. Nur anders. Bea, die Braut, bekommt kurz vor ihrer Hochzeit kalte Füße und hat sogar noch Sex mit ihrem Ex. Ich glaube, das passiert auch im richtigen Leben, denn der Bund fürs Leben ist ein Riesending und kann ein Grund für leise Panik sein. Anders als Bea bin ich mit einem nichtjüdischen Partner liiert. Das ist für mich als Frau leichter als für jüdische Männer, denn die Religion wird im Judentum über die Mutter an die Kinder weitergegeben. Ist die Mutter Jüdin, ist das Kind immer jüdisch, egal welcher Konfession der Vater angehört. Und da ich Jüdin bin und schon viele jüdische Hochzeiten erlebt habe, musste ich zum Glück für den Roman keine wochenlangen Recherchen anstellen, um die Bedeutung und die religiösen Rituale rund um die Ehe im Judentum kennenzulernen.

Die Braut: Das Gesicht der Braut ist wie auch bei nichtjüdischen Hochzeiten mit einem Schleier verhüllt. Im Gegensatz zu einer christlichen Hochzeit trägt in manchen Gemeinden

auch der Bräutigam Weiss: einen weissen Kittel, der sonst traditionell nur an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, getragen wird.

Die Ketubba: Eine jüdische Hochzeit hat einen strengen Ablauf. Nachdem die Mütter und Väter ihre Kinder unter die Chuppa gebracht haben, umrundet in manchen Gemeinden die Braut den Bräutigam sieben Mal. Damit erschafft sie eine unsichtbare Mauer um ihren Ehemann, die nur sie übertreten kann. Der Rabbiner spricht den Segen über einen mit Wein gefüllten Becher, aus dem beide trinken. Nachdem der Bräutigam der Braut den Ring an den Zeigefinger der rechten Hand gesteckt hat, wird die Ketubba, der Heiratsvertrag, laut vorgelesen. Die Ehe ist im Judentum eine spirituelle Vereinigung vor Gott, sie ist aber auch eine rechtlich bindende und moralische Verpflichtung, was in der Ketubba zum Ausdruck kommt. Hier werden die Verbindlichkeiten der Eheleute festgehalten, dabei geht es aber nicht nur um emotionale, sondern auch um finanzielle Gesichtspunkte.

Scherben bringen Glück: Nun folgt die eigentliche Eheschliessung mit den Vorträgen der Schewa Brachot, der sieben Segnungen, die entweder von Freunden, Verwandten oder einem Rabbiner aufgesagt werden, die dafür unter die Chuppa treten und ein Weinglas halten. Leer getrunken, wird es schliesslich in eine Serviette gewickelt und vom Bräutigam zertreten. Das ist der Moment, in dem alle Anwesenden laut «Mazel tov!» rufen, was so viel heisst wie «Glückwunsch!». Die Scherben sollen daran erinnern, dass Jerusalem immer noch zerstört ist. Das «Mazel tov» soll die Brautleute für den Rest ihres Lebens begleiten. Und immer, wenn etwas zu Bruch geht, hört man diesen Ausspruch, und er bedeutet so viel wie: «Danke, dass du mir keinen Engel, sondern einen Menschen aus Fleisch und Blut an meine Seite gestellt hast, der auch mal etwas kaputtmachen darf.»

Teil 2 in der nächsten Ausgabe der *Weltwoche*
Protokoll: Franziska K. Müller

Lustiger

Von *Andreas Thiel* — Was macht Bundesrat Johann Schneider-Ammann?

Woz-Journalist: Herr Thiel...

Thiel: Ich bin Punk, du darfst du sagen.

Woz-Journalist: Du, Herr Thiel, hast dich neulich über Johann Schneider-Ammann lustig gemacht.

Thiel: Man kann sich nicht über Johann Schneider-Ammann lustig machen. Johann Schneider-Ammann ist selber lustig genug.

Woz-Journalist: Aber du bist doch ein rechtsbürgerlicher Komiker.

Thiel: Johann Schneider-Ammann ist ein rechtsbürgerlicher Komiker.

Woz-Journalist: Ein Bundesrat als Komiker?

Thiel: Bitte etwas mehr Respekt.

Woz-Journalist: Vor dem Bundesrat?

Thiel: Vor dem Berufsstand des Komikers.

Woz-Journalist: Aber du magst Johann Schneider-Ammann offensichtlich nicht besonders.

Thiel: Wer hat das gesagt?

Woz-Journalist: Du.

Thiel: Das kann nicht sein. Sowohl Johann Schneider-Ammann wie auch ich sind bürgerliche Komiker.

Woz-Journalist: Was hast du dann gegen Johann Schneider-Ammann?

Thiel: Nichts. Johann Schneider-Ammann macht das, was ich mir von den anderen Bundesräten wünschen würde.

Woz-Journalist: Was?

Thiel: Nichts.

Woz-Journalist: Du wärst ein guter Linker.

Thiel: Warum? Weil ich der einzige Linke wäre, der nicht vom Staat lebt?

Woz-Journalist: Johann Schneider-Ammann lebt als Bundesrat auch vom Staat.

Thiel: Ich sage ja: Er ist ein bürgerlicher Komiker.

Woz-Journalist: Was hast du nun gegen Johann Schneider-Ammann?

Thiel: Nichts. Ich finde ihn nur lustig.

Woz-Journalist: Nichts weiter?

Thiel: Naja, für einen Komiker ist er etwas überbezahlt.

Woz-Journalist: Das heisst, du als erfolgreicher Künstler verdienst weniger als ein Bundesrat?

Thiel: Ich kriege, was ich verdient habe.

Woz-Journalist: Und das ist weniger?

Thiel: Ja.

Woz-Journalist: Warum?

Thiel: Johann Schneider-Ammann ist lustiger.



Mit St. Urbans Segen

Von Peter Rüedi



Nachdem hier unlängst ein Toast ausgebracht wurde auf den Riesling des rheinhessischen Produzenten Battenfeld-Spanier (*Weltwoche* Nr. 11/13), ist der heutige Hinweis die Begleichung einer fälligen Schuld. Der Pflicht gegenüber einer Jugendliebe: dem Riesling aus dem Elsass. Seit ich nicht mehr in Basel, sondern am anderen Ende der Schweiz lebe, ist mir das Elsass unglücklich in eine sentimentale Ferne gerückt, und so doppelt sich aus persönlichen Gründen, was ich schon als Trend für fatal halte. Ich meine den Umstand, dass die grossen Klassiker unter den Rieslingen vom französischen Oberrhein etwas in den Hintergrund gerückt sind durch die Präsenz, die sich ihre deutschen und vor allem österreichischen Verwandten (zumal aus der Wachau und dem Kremstal, und nicht nur die Grünen Veltliner) auf dem Schweizer Markt erkämpft haben.

Dabei haben die Hervorbringungen von Zind-Humbrecht in Turckheim, um gleich ein Beispiel aus der obersten Etage zu wählen, nicht weniger als monumentales Format. Und dies keineswegs nur die Ikonen aus dem renommiertesten Segment, etwa dem Clos St-Urbain aus dem Weinberg Rangen de Thann. Ich meine: nicht nur die Weine, die diesen Herkunftsnachweis in der Etikette führen, sondern etwa auch derjenige, den ich eine Weile schändlich vergessen und erst durch einen zufälligen deutschen Besuch wiederentdeckt hatte: Riesling de Thann 2009, *tout simplement*, gemacht aus jungen Reben eben des genannten gesegneten Rebbergs (wobei jung in diesem Fall 25 bis 40 Jahre heisst!).

Dass der Schweizer Importeur eine solche Offenbarung für Fr. 22.50 anbieten kann, ist ebenso unglaublich wie die Tatsache, dass er sie immer noch vorrätig hat – nur zu erklären durch die Teilblindheit der Kundschaft (die meine leider inbegriffen). Grosse Aromatik: Zitrusfrüchte, Pfirsich, schöne Mineralik, wunderbare Säure und doch auch viel Schmelz. Sehr zugänglich, sehr haltbar. (Nicht so knackig-angriffig wie der kantigere «Clos Häuserer» 2008 von Zind-Humbrecht, den ich im Rausch meiner Begeisterung auch gleich entkorken musste.)

Domaine Zind-Humbrecht: Riesling Thann 2009. 12,5%. Fr. 22.50. Riesling Clos Häuserer 2008. 13%. Fr. 44.–. Beide Paul Ullrich Basel/Zürich. www.ullrich.ch

Goldrichtig: Rosé- und Rotgold

Von Jürg Zbinden

1—Die Herausforderung, eine ebenso schlichte wie elegante Uhr zu gestalten, hat die älteste Schweizer Manufaktur, Vacheron Constantin, souverän gemeistert. Ihre «Malte Petite Seconde» aus 18 Karat Roségold misst 36,7 x 47,6 Millimeter, die römischen Ziffern sechs und zwölf als Erkennungszeichen der Kollektion sind wie die Stundenmarker ebenfalls aus Roségold und wurden überarbeitet, damit sie sich optimal an die sanfte Wölbung des neuen, tonnenförmigen «Malte»-Gehäuses anpassen. Stunden-, Minuten- und der kleine Sekundenzeiger bei der Sechs werden vom Manufakturkaliber Vacheron Constantin 4400 AS angetrieben. Als Ausweis seiner Zuverlässigkeit und der aussergewöhnlichen Qualität der Finissierung trägt das Uhrwerk die Genfer Punze, das Symbol für höchstes handwerkliches Know-how und uhrmacherische Exzellenz. Erhältlich in der Boutique Vacheron Constantin, Kapellplatz 10 in Luzern, zum Preis von Fr. 23100.–.

2—Dank ihres zeitgemässen anthrazitfarbenen Zifferblatts mit satiniertem Sonnenschliff kommt das polierte und satinierte 18-Karat-Rotgoldgehäuse dieser «Clifton» – die «Clifton»-Linie von Baume & Mercier umfasst insgesamt neun Modelle – besonders gut zur Geltung. Der warme Farbton unterstreicht perfekt die ganze Noblesse und Eleganz dieser Uhr, die von einem mechanischen Kaliber mit Automatikaufzug angetrieben wird, das durch den Saphirglasboden bewundert werden kann. Mit ihrem angenehmen Durchmesser setzt sich diese Uhr über alle Moderichtungen hinweg. Getragen wird sie mit einem dunkelbraunen Armband aus Alligatorleder mit Stiftschliesse. Die Modelle aus Rotgold verfügen über einen Durchmesser von 39 Millimetern. Der Preis der «Clifton Automatic» beträgt Fr. 5950.–. Erhältlich bei Beyer Uhren & Juwelen an der Bahnhofstrasse 31 in Zürich.

3—Die Strahlkraft der Luxusmarke Jaeger-LeCoultre ist ungebrochen. Das Automatikwerk des aktuellen Modells der «Master Control» aus 18 Karat Roségold wartet mit neuen Keramik-Kugellagern und einer Unruh mit variablem Trägheitsmoment auf, was die Zuverlässigkeit des Werks optimiert. Der Gehäusedurchmesser beträgt 37 Millimeter, der Preis Fr. 13300.–. Erhältlich ist sie bei Türlér Uhren & Juwelen am Paradeplatz in Zürich.

1



2



3





Auto

Strahlendes Blau

Der Aston Martin Vanquish ist für manche das schönste Fahrzeug der Welt. Man kann kaum widersprechen. *Von David Schnapp*

Das ist das schönste Auto der Welt.» Diesen Satz sagte ein Mann zu seiner Frau, als das Paar an dem Aston Martin Vanquish vorbeiging, den ich vor dem Büro parkiert hatte. Seit letztem Herbst gibt es den Nachfolger des DBS. Er heisst Vanquish, was der viel klangvollere Name ist als das etwas technisch-emotionslose DBS, und er sieht noch besser aus als sein Vorgänger. Die ikonische Grundform blieb erhalten, aber da und dort wurde etwas nachgeschärft, die Schulterlinie ist jetzt stärker betont, die Flanken haben mehr Kontur, und die Rücklichter, welche die beiden Flügel

des Aston-Martin-Signets symbolisieren, sind Schmuckstücke des Automobil-Designs.

Mein Testwagen wurde mir in einem strahlenden Blau mit eindrucksvollen Grafit-Felgen und 20-Zoll-Reifen (Pirelli Sottozero) zur Verfügung gestellt. Natürlich ist so ein sportlicher Gran Turismo mit Winterreifen nicht der Fahrfreude letzter Schluss, aber es war nicht die Zeit zum Klagen, und ich rollte in Frankfurt am Main auf die Autobahn und fuhr Richtung Stuttgart. Man darf das ja kaum sagen, ohne politisch äusserst verdächtig aufzufallen, aber *die* Autobahn gehört zum Besten, was die Bundesrepublik hervorgebracht hat. Es gibt dort – im Gegensatz etwa zur Schweiz – auch eine höher entwickelte Fahrkultur. Wenn also ein Aston Martin mit, sagen wir: 205 km/h auf der Überholspur im Rückspiegel auftaucht, macht der Deutsche in der Regel Platz, denn er weiss, hier gilt das Recht des Stärkeren.

Auch der neue Vanquish ist mit dem bewährten Zwölfzylinder-Saugmotor von Aston Martin ausgerüstet, der knapp sechs Liter Hubraum hat und mittlerweile 573 PS leistet.

Das maximale Drehmoment beträgt 620 Nm bei 5500 Umdrehungen. Fast interessanter als die Höchstgeschwindigkeit von einigermaßen zivilen 295 km/h ist deshalb die Beschleunigung (0–100 km/h in 4,1 Sekunden). Man rollt los, schaltet in den zweiten Gang und ist so schnell auf 60, 70 km/h, dass man innerorts permanent Gefahr läuft, mit dem Strassenverkehrsgesetz zu kollidieren.

Zwei für eins

Eigentlich bekommt man für den stolzen Kaufpreis zwei Autos. Wenn die Dämpfer auf «Normal» stehen und man die «S»-Taste am Lenkrad, das aus dem begehrten Aston Martin One-77 stammt, nicht drückt, ist der Vanquish ein gutmütiger, komfortabler Gran Turismo. Er ist mit zwei Sitzschalen in der zweiten Reihe erhältlich, dort kann man Kinder platzieren oder Reisegepäck. In den Kofferraum passt problemlos ein Wochenendeinkauf.

Hat man die Kinder und den Einkauf ausgeladen, empfiehlt es sich, die beiden erwähnten Tasten zu drücken, böse grollt dann plötzlich der Motor, heiser brüllt er beim Beschleunigen. Die Lenkung wird zum Präzisionsinstrument, und die Federung informiert äusserst sensibel über den Strassenzustand. Jetzt ist der Vanquish ein Fest für Augen und Ohren, und es ist schwer zu widersprechen, wenn jemand sagt, es sei das schönste Auto der Welt.

Aston Martin Vanquish

Leistung: 573 PS, Hubraum: 5935 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 295 km/h
Preis: Fr. 290 083.–, Testwagen: Fr. 330 353.–





«Man ist fast der Beichtvater»: Skilehrer Jacques de St. Moritz, 71.

MvH trifft

Skilehrer Jacques

Von Mark van Huisseling — Wer seit 42 Jahren berühmten, reichen (und schwierigen) Leuten das Skifahren beibringt, kann was erzählen.

Jacques Savay-Guerraz aus Albertville in den französischen Alpen (Département Savoie) ist seit 1970 einer der «Blues», der Skilehrer von «Suvretta Snowsports», wie die Skischule in St. Moritz heute heisst. Zu den Gästen, denen der «freundlichste St. Moritzer» (*HTR-Hotelrevue*) in den vergangenen 43 Jahren das Skifahren beibrachte (oder mit denen er auf den Pisten war), zählen der letzte Schah von Persien und Farah Diba, Konstantin II. von Griechenland und Anne-Marie, Königin Nur von Jordanien, Christina Onassis, Stavros Niarchos, Marella Agnelli, Robert De Niro und (dessen Gastgeber) Silvio Berlusconi, Gordon «Sting» Sumner oder Johnny Depp und Vanessa Paradis (die Namen sind Ergebnis meiner Recherche; Suvretta-Snowsports-Mitarbeiter sind verschwiegen). Jacques, 71, ist einer der ältesten noch arbeitenden Skilehrer von St. Moritz und einer der letzten, der die Belle Époque, die siebziger und achtziger Jahre, mitgemacht hat

(als mit privaten Hubschraubern auf Berge geflogen wurde, wann, wo und so oft Gäste wollten, und viel Schnaps getrunken wurde dazu; es war die Zeit vor Flugbewegungsbeschränkungen und der Erfindung von Diät, Detox et cetera). Am Ende seiner 44. Saison schaut er zurück (damit man richtig versteht: Er hört nicht auf, kommende Saison zieht er den blauen Anzug wieder an).

«Fahren berühmte und/oder reiche Leute besser Ski?» – «Comme ci, comme ça, aber die meisten sind keine Bombenfahrer. Oft haben sie erst recht spät im Leben angefangen, wie jetzt zum Beispiel viele Russen. Und es kommt dazu, dass sie abseits der Pisten fahren wollen, weil es dort weniger andere Skifahrer gibt, aber Tiefschneefahren ist natürlich schwieriger.» – «Und sind sie führbar, lassen sich Könige und Milliardäre sagen, was sie zu tun haben?» – «Doch, doch, ja, ja. Man muss wissen, dass man als Skilehrer früher für zwei, drei oder mehr Wochen gebucht

wurde. Und während dieser Zeit war man meistens mit den Gästen zusammen. Wir gingen mit ihnen einkaufen, sie machten uns Geschenke, und abends waren wir zum Dinner eingeladen in ihren Villen, manchmal gab es Privatkonzerte, von Los Paraguayos etwa, dieser Kapelle, die damals berühmt war, und man tanzte mit den Gästen. Wir hatten Respekt, aber man lernte sich kennen und wurde auch geschätzt und ernst genommen. Man muss sagen, damals war man jemand als Skilehrer, heute ist man mehr ein Dienstleister.» – «Wer ist der Chef auf dem Berg?» – «Ich sage es so: «Wir haben Einfluss und auch etwas zu sagen.» Es gibt zwar Gäste, die wollen bestimmen, was gemacht werden soll, aber wenn der Skilehrer sagt, «schlechte Idee – Lawinengefahr», dann glaubt einem das eigentlich jeder.»

«Jetzt muss ich das Interview abbrechen»

«Was passierte, wenn, sagen wir, der Schah von Persien oder Marc Rich umfiel, war dann der Skilehrer schuld?» – «Ja, also ... Nein, die meisten sind intelligent genug, zu sehen, dass der Skilehrer nicht über die Grenzen des Gastes hinausgeht. Aber beim Heliskiing kann es natürlich passieren, dass einer überfordert ist im Tiefschnee ... Schwieriger war es für die Leibwächter; das sind meistens ziemlich schwere Männer, und oft hatten sie keine Ahnung vom Skifahren, schon gar nicht vom Tiefschneefahren, die hatten Probleme.» – «Und Frauen wollen alle eine Affäre mit dem Skilehrer, nicht wahr?» – «Jetzt muss ich, glaube ich, gehen und das Interview abbrechen. Nein, das ist doch ein Klischee.» – «Eben, und Klischees stimmen immer im Grunde, sonst wären es keine Klischees.» – «Was ich sagen kann: Als Skilehrer erfährt man oft zum Teil recht intime Details aus dem Leben der Gäste; und Frauen erzählen einem manchmal Dinge, die sie wohl nicht vielen anderen Männern erzählen, man ist fast der Beichtvater.» – «Scheint ein guter Beruf zu sein, alles in allem.» – «Doch, ist abwechslungsreich, man lernt Leute kennen, lernt viel von ihnen, macht Sport während der Arbeit.» – «Und man arbeitet bloss von Dezember bis April, den Rest des Jahres hat man frei ...» – «Das wäre schön; früher war ich im Sommer Wasserskilehrer, jetzt bin ich Segellehrer, auf dem Silvaplana- und Silsersee.» – «Was für ein Leben.» – «Ja, ist wirklich gut.» – «Trotzdem, war's früher besser?» – «Ja, leider. Das Standing hat ein wenig nachgelassen; aber ich bin glücklich, dass ich die Belle Époque mitmachen durfte.»

«Welche ist die beste Piste der Welt?» – «Ich mag lieber *hors piste*-Abfahrten, die schönste für mich ist das Vallée Blanche in Chamonix, von 3700 bis 1000 Meter. Und hier ist es das Val Suvretta.»

Seine liebsten Restaurants: (fürs Essen) «Mathis Food Affairs», Corviglia, St. Moritz, Telefon 081 833 63 55, sowie (für Lage, Sicht) «Salastrains», St. Moritz, Telefon 081 830 07 07



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Erfindung der Tonfeder, 1783

Mit der Classique Grande Complication mit Minutenrepetition 7637BB, in reiner Tradition von Hand gefertigt, entwickelt Breguet die Minutenrepetition, die Königin der Komplikationen, weiter. Ein völlig neu konzipiertes Uhrwerk mit patentierten Innovationen und einer neuen Position der 1783 von Breguet erfundenen Tonfeder, die dem Schlagwerk eine kristallklar reine Klangqualität verleiht. Wir schreiben die Geschichte fort ...

www.breguet.com/inventions

